

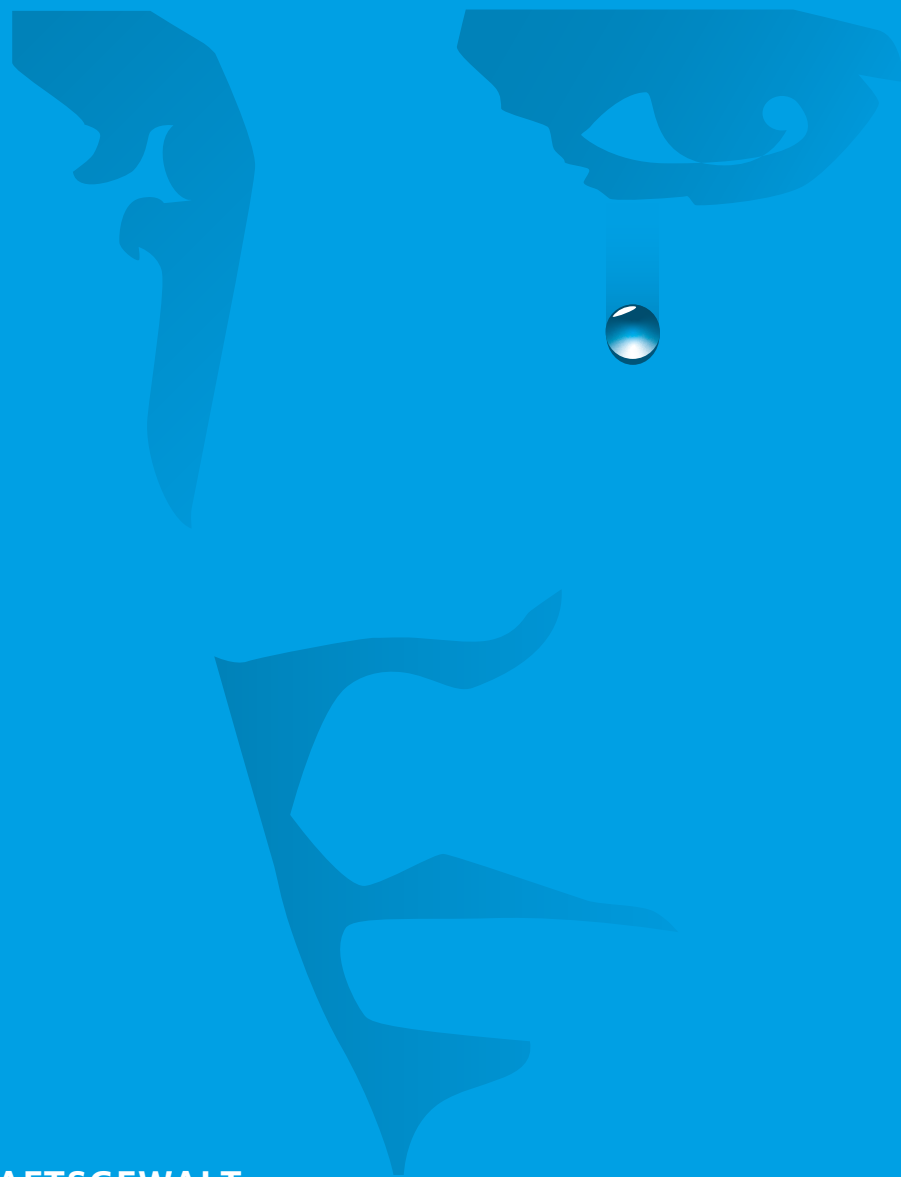
47. Jahrgang, Ausgabe 01/2024
ISSN 2627-051X

 **WEISSER RING**

Wir helfen Kriminalitätsoptionern.

Forum Opferhilfe

Magazin des WEISSEN RINGS



PARTNERSCHAFTSGEWALT

Der verletzte Mann

Inhaltsverzeichnis

Im Fokus: Gewalt gegen Männer

- S. 4 **Die zehn wichtigsten Erkenntnisse aus unserer Recherche „Der verletzte Mann“**
- S. 5 **„Das kann dir doch auch passieren!“**
Titelstory: Wenn Mann zum Opfer wird, steht er vor vier Problemen
- S. 16 **„Ich führe das Gesellschaftsministerium – und das ist auch für Männer da“**
Fünf Fragen an Bundesfrauenministerin Lisa Paus zum Thema Gewalt gegen Männer
- S. 18 **Die Studie im Steckbrief**
Fakten und Zahlen zur aktuellen Untersuchung „Gewalt gegen Männer in Partnerschaften“
- S. 20 **„Gewalt und Übergriffe werden individuell erlebt“**
Interview mit Studienleiter Jonas Schemmel zu Ergebnissen und Überraschungen
- S. 22 **Ruhe im Karton**
Ein Treffen mit Wolfgang Rosenthal, der mit seinem Verein Deutschlands erste Schutzwohnung für Männer eingerichtet hat
- S. 25 **„Es ist unser Job, immer wieder die Hand zu heben“**
Gespräch mit dem unermüdlichen Leiter der Bundesfach- und Koordinierungsstelle Männergewaltschutz in Dresden
- S. 30 **Warum viele Bundesländer keine Zufluchtsorte anbieten**
Schutzwohnungen für Männer sind rar, in einigen Bundesländern gibt es keine einzige – und auch keine Motivation, dies zu ändern
- S. 32 **Mitgemeint und unvergleichbar**
Wie blickt die Polizei auf Beziehungsgewalt gegen Männer? Eine Auswertung und Einordnung
- S. 35 **„Wir als Polizei müssten mehr sensibilisiert werden“**
Christiane Feichtmeier, Leiterin der AG Häusliche Gewalt der Gewerkschaft der Polizei, im Interview
- S. 36 **Die Schwäche der Superhelden**
Die Vorstellungen von Männlichkeit sind zwar im Wandel, aber sie sind bis heute geprägt von traditionellen Rollenbildern

Opfer und Täter

- S. 40 **Sehen und gesehen werden**
Täter-Opfer-Kreis – ein besonderes Projekt in Bielefeld
- S. 46 **Opfer und Täter im Dialog: Lässt sich so Gerechtigkeit wiederherstellen?**
Ein Überblick zum „Restorative Justice“-Ansatz

Triggerwarnungen

- S. 48 **Warnung vor der Warnung**
Schützen Triggerwarnungen – oder sind sie sogar schädlich?

Politik

- S. 52 **Was hat die Regierung hinsichtlich Kriminalität und Opferschutz erreicht?**
Eine kritische Halbzeit-Bilanz

Gewalt gegen Frauen

- S. 56 **Lebensrettende Fußfessel**
Reaktionen auf unsere Recherche

Rubriken

- S. 55 **Kurz notiert**
- S. 58 **Danke**
- S. 60 **Impressum**

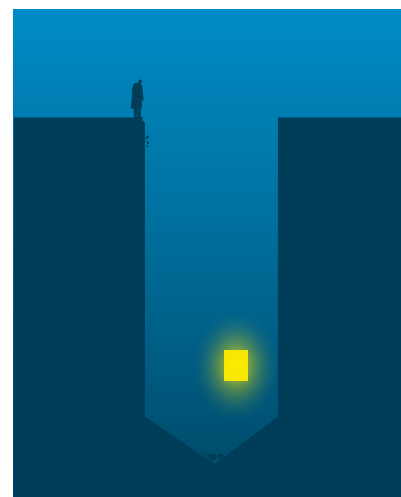
Im Innern

Ehrensache:

Das Heft im Heft



5



Liebe Leserinnen und Leser,



Foto: Angelika Stehle

neulich erreichte uns wieder eine dieser E-Mails. Der Absender, ein Mann, warf uns vor, ein wichtiges Thema zu verschweigen: Partnerschaftsgewalt gegen Männer. Wie die meisten Medien würden auch wir so tun, als gäbe es dieses Problem nicht.

Warum hatte der Mann diesen Eindruck? Weil wir uns zuletzt intensiv mit dem Thema Gewalt gegen Frauen beschäftigt haben: in der Dezember-Ausgabe unseres Magazins, in Interviews unseres Bundesvorsitzenden und anderer Vorstandsmitglieder, in einem Brandbrief an den Bundesjustizminister. Männer kamen in der Berichterstattung als Täter vor.

Richtig ist, dass sich der WEISSE RING seit vielen Jahren und immer wieder intensiv für einen besseren Schutz von gewaltbetroffenen Frauen einsetzt. Richtig ist außerdem, dass Frauen sehr viel öfter und auch stärker von Partnerschaftsgewalt betroffen sind als Männer. Aber ebenso richtig ist, dass es auch Männer gibt, die Opfer von Gewalt werden und darunter leiden. Und dass sie, wie uns der selbst von Partnerschaftsgewalt betroffene Absender der E-Mail berichtete, kaum Gehör und Hilfsangebote finden. „Da muss gewaltig nachgearbeitet werden“, schrieb uns der Mann.

Für die aktuelle Ausgabe unseres Magazins hat die Redaktion des WEISSEN RINGS umfassend zum Thema recherchiert. Anlass dafür war eine neue, von der WEISSER RING Stiftung geförderte Studie des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen, die erstmals tief ins Dunkelfeld blickt. Unsere Reporterinnen und Reporter haben den Forschungsbericht ausgewertet, sie haben mit Betroffenen und mit Experten gesprochen, sie haben ihren Blick auf die unzureichenden Unterstützungsmöglichkeiten geworfen und auf problematische Rollenbilder für Männer.

Niemandem ist geholfen, wenn Gewalt gegen Frauen und Gewalt gegen Männer gegeneinander aufgerechnet werden. Es darf nicht so etwas wie ein Konkurrenzkampf um finanzielle Mittel, politische Unterstützung und öffentliche Sichtbarkeit entstehen. Dass es teilweise leider so empfunden wird, zeigen uns nicht nur die Recherchen unserer Redaktion, sondern auch regelmäßige Rückmeldungen wie die eingangs erwähnte E-Mail des betroffenen Mannes.

Der WEISSE RING wird sich weiterhin öffentlich für einen besseren Schutz von Frauen vor Gewalt starkmachen. Aber ich kann Ihnen versichern, dass wir auch den Schutz von Männern vor Gewalt im Blick haben. Wir haben bereits 2016 eine größere Kampagne dazu gestartet, wir beschäftigen uns jetzt erneut damit, wir waren und sind jederzeit ansprechbar. Gewaltbetroffene Menschen brauchen Hilfe, egal ob sie weiblich, männlich oder nonbinär sind. Punkt.

Ich wünsche Ihnen eine interessante Lektüre!

Ihre
Bianca Biwer
Bundesgeschäftsführerin des WEISSEN RINGS

Die zehn wichtigsten Erkenntnisse aus unserer Recherche „Der verletzte Mann“

#1 Männer sind erheblich von Partnerschaftsgewalt betroffen.

Partnerschaftsgewalt trifft überwiegend Frauen – aber laut Kriminalstatistik sind 20 Prozent der Betroffenen Männer. Einer aktuellen Onlinebefragung des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (KFN) zufolge hat sogar jeder zweite Mann schon mal eine Form von Partnerschaftsgewalt erlebt.

#2 Männer erleben dabei überwiegend psychische Gewalt.

40 Prozent der Befragten berichteten demnach von Anschreien, Demütigungen, Drohungen und ähnlichen Gewaltformen. Fast 30 Prozent gaben an, körperliche Gewalt erlebt zu haben.

#3 Männer leiden unter den Folgen.

Zwei Drittel der Betroffenen schilderten seelische oder körperliche Folgen.

#4 Männer holen sich nur selten Unterstützung.

Nicht einmal jeder Zehnte hat sich der KFN-Studie zufolge an die Polizei oder an eine Beratungsstelle gewandt. Der Bundesfach- und Koordinierungsstelle Männergewaltschutz (BFKM) zufolge ist „Scham“ eine wesentliche Ursache dafür.

#5 Männer bekommen zu wenig Hilfe angeboten.

Weil Frauen häufiger und öfter von schwerer Gewalt betroffen sind, richten sich viele Hilfsangebote wie Telefon-Hotlines, Apps und Beratungsstellen ausdrücklich oder ausschließlich an weibliche Opfer. Betroffene Männer berichten, keine passende Unterstützung gefunden zu haben.

#6 Männer werden von der Politik zumeist vergessen.

„Wir werden das Recht auf Schutz vor Gewalt für jede Frau und ihre Kinder absichern“, heißt es im

Koalitionsvertrag der Ampel-Regierung. Auf Nachfrage erklärt die Bundesfrauenministerin, dass das Hilfesystem „selbstverständlich“ männliche Opfer einschließe.

#7 Männer haben kaum Chancen, in einer der wenigen Schutzwohnungen unterzukommen.

Bundesweit gibt es nur 15 Einrichtungen, die Betroffene aufnehmen. In zehn Bundesländern findet sich keine einzige Männerschutzwohnung. Die Mehrzahl der eigentlich für Männer zuständigen Landesministerien sieht keinen Anlass, das zu ändern.

#8 Männer fühlen sich von der Polizei oft nicht ernst genommen.

Betroffene vermissen im Kontakt mit der Polizei Sensibilität und Verständnis. Die Gewerkschaft der Polizei geht davon aus, dass Männer aufgrund von Stereotypen oft zunächst als Täter eingeordnet werden. Die Innenministerien der Länder sehen aber kein Defizit.

#9 Männer und auch die Gesellschaft tun sich aufgrund von Rollenbildern schwer damit, Männer als Opfer anzuerkennen.

Männlichkeitsnormen wirken laut einer Gender-Studies-Forscherin „sehr streng und stark“. Die BFKM beschreibt es so: „Wenn ‚Männer‘ keine Opfer werden, dann sind im Umkehrschluss Opfer keine ‚Männer‘.“

#10 Männer und Frauen verlieren beide, wenn ihre Betroffenheit gegeneinander aufgerechnet wird.

Es darf nicht sein, dass Gewaltschutzprojekte für Männer mit solchen für Frauen um Mittel konkurrieren. Der KFN-Studienleiter sagt: „Die Existenz von Gewalt gegen Männer rechtfertigt nicht die Bagatellisierung von Gewalt gegen Frauen oder gar die Reduktion von Hilfsangeboten für Frauen“ – und umgekehrt.

WENN MANN ZUM OPFER WIRD

„Das kann dir doch auch passieren!“



Meistens trifft Partnerschaftsgewalt Frauen – aber auch Männer werden Opfer. Was wissen wir über dieses Thema, über das eher selten und nur ungern gesprochen wird? Die Redaktion des WEISSEN RINGS hat in München und Oldenburg, in Dresden und Hannover, in Berlin und Mainz recherchiert.



Berlin-Wilmersdorf, Oktober 2023

Eine 68-Jährige versucht wohl, ihren Mann (81) zu töten. Als das scheitert, nimmt sie sich selbst das Leben. Eine Mordkommission ermittelt nun wegen versuchten Totschlags mit anschließender Selbsttötung.

Eisregen prasselt auf die weißgefrorenen Pflastersteine am Mainzer Schillerplatz. Frost klebt auch am Fastnachtsbrunnen und an den 200 Narrenfiguren, die den Bronzeturm bis auf neun Meter Höhe hinaufreichen. René, 39 Jahre alt, ein hochgewachsener Mann mit Vollbart und Zopf, blickt aus einem warmen Café hinaus auf das Winterbild und redet erst einmal übers Wetter. Ein bisschen Smalltalk, bevor er über das sprechen mag, über das Mann lieber nicht spricht: Männer als Opfer von Partnerschaftsgewalt.

I. Jeder zweite Mann

„Aber da verschieben sich natürlich auch Wahrnehmungen und Grenzen, ne. Also das ist ganz pervers, was mit einem selber so passiert, wie man in so was so reinrutschen kann, wo man zum Schluss denkt, (...) hättest du mir das vor fünf Jahren gesagt oder vor zehn, (...), hätte ich gesagt ‚garantiert nicht‘. Never ever. Das passiert mir nicht.“

Benjamin, Betroffener von Partnerschaftsgewalt

„Gewalt gegen Frauen nimmt zu“

„Vor allem Frauen sind betroffen“

„91,7 Prozent der Täter sind männlich“

So lauten die Schlagzeilen, wenn Politik und Polizei alljährlich die aktuellen Zahlen zur häuslichen Gewalt und zur Partnerschaftsgewalt vorstellen. Und es stimmt ja auch, in den allermeisten Fällen sind Frauen die Opfer. Für das Jahr 2022 zum Beispiel verzeichnet die Statistik des Bundeskriminalamtes 157.818 Betroffene von Partnerschaftsgewalt. 126.349-mal waren Frauen die Leidtragenden, das sind 80,1 Prozent. Männer kommen in der Berichterstattung kaum vor; falls doch, dann zumeist als Täter.

Aber es gibt sie trotzdem, die Männer, die Opfer von Partnerschaftsgewalt wurden. Laut Kriminalstatistik sind 19,9 Prozent der Betroffenen Männer. Männer wie René.

René ist für Geschäftstermine ein paar Tage in Rheinhessen unterwegs, er lebt mittlerweile in Norwegen. „In Norwegen machen sie vieles besser als die Deutschen“, deutet er an. Aber darüber werde man ja sicher später noch reden. Er blättert in der Speisekarte und bestellt sich einen Burger.

Die Zahlen des Bundeskriminalamtes bilden das sogenannte Hellfeld ab, also die Gewaltfälle, von denen die Polizei weiß. Eine neue Studie des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (KFN) beleuchtet nun auch das Dunkelfeld. Für das Forschungsprojekt „Gewalt gegen Männer in Partnerschaften“ haben die Wissenschaftler die Antworten von 1.209 Männern im Alter zwischen 18 und 70 Jahren in einem Onlinefragebogen ausgewertet und kamen so unter anderem zu folgenden repräsentativen Ergebnissen:

- Jeder zweite Mann in Deutschland war im Lauf seines Lebens mindestens einmal von Partnerschaftsgewalt betroffen (54,1 Prozent der Befragten).
- Die meisten betroffenen Männer haben psychische Gewalt erlebt (39,8 Prozent). 29,8 Prozent der Befragten berichteten von körperlicher Gewalt.
- Zwei Drittel der betroffenen Männer gaben an, an den Folgen der erlebten Gewalt zu leiden.

Mehr als jeder zweite Mann, das klingt nach überraschend vielen betroffenen Männern. Die hohe Zahl hat zum einen damit zu tun, dass die Forscher aus Hannover mit einem „sehr weit gefassten Gewaltbegriff“ gearbeitet haben, wie Projektleiter Dr. Jonas Schemmel erklärt. So fragten sie zum Beispiel auch nach Gewaltformen wie aggressivem Anschreien, absichtlichem Zerstören von Gegenständen oder absichtlichem Wegstoßen. „Jeder Mensch stellt sich vielleicht etwas anderes unter Gewalt vor“, sagt Schemmel.

Zum anderen ist die hohe Zahl aber eben auch ein Indiz dafür, dass mehr Männer Gewalt in Partnerschaften erleben und mit deren Folgen umgehen müssen, als bislang angenommen wurde.

II. René's Geschichte

„(Meine Partnerin) hat mich so verprügelt wie noch nie. Da haben mich hinterher sogar die Nachbarn drauf angesprochen, weil ich überall Kratzwunden im Gesicht hatte. Wir haben dann vorher als Alibi (...) erfunden, dass ich im Wald gefallen bin und da eben an Ästen hängengeblieben bin (...).“

Björn, Betroffener von Partnerschaftsgewalt

„Es fing ganz harmlos an“, sagt René im Café am Schillerplatz.

Vor ein paar Jahren, er wohnte noch in Koblenz, Rheinland-Pfalz, tauschte er mit einer Bekannten Nachrichten auf dem Smartphone aus. Ganz unverfänglich, sagt er. Seiner damaligen Partnerin passte das trotzdem nicht. Auf ihren Druck hin brach er den Kontakt zu der Bekannten ab. Jetzt wird alles wieder gut, dachte er.

Er irrte.



Hamburg-Wilhelmsburg, April 2021

Für tödliche Messerstiche auf ihren Ehemann in einer Gartenlaube wird eine 55 Jahre alte Frau vom Hamburger Landgericht zu einer Haftstrafe von sieben Jahren und sechs Monaten verurteilt. Dem spontanen Angriff im April 2021 war ein Streit zwischen dem Ehepaar vorausgegangen, das an dem Tag viel Alkohol getrunken hatte. Beide waren seit mehr als 30 Jahren zusammen und hatten erst im Jahr zuvor geheiratet.



Beleuchtet das Dunkelfeld: die neue Studie des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen • Foto: Christian J. Ahlers

Die Forderung nach dem Kontaktabbruch war nur eine von zahlreichen Grenzüberschreitungen, die René erlebte. Von Wutausbruch zu Wutausbruch eskalierte die Situation immer mehr. Es dauerte Monate, bis er es schaffte, sich von seiner Freundin zu trennen. „Ich glaube, es war meinem damaligen Umfeld schon bewusst, dass diese Beziehung schwierig war“, sagt er.

Ein paar Wochen später sollte es eine Aussprache zwischen ihm und seiner Partnerin geben, ein letztes Mal. Die letzte Aussprache – das ist etwas, wovon Gewaltforscher und Kriminalbeamte Betroffene von Beziehungsgewalt immer wieder warnen. Meistens warnen sie damit Frauen vor ihren gewalttätigen Männern.

Was genau bei diesem letzten Treffen passiert ist, möchte René nicht erzählen. Nur so viel: Es kam zu sexuellen Handlungen gegen seinen Willen, er traute sich aber auch nicht zu widersprechen. Als es vorbei ist, ist René wie gelähmt. Er findet keine Worte für das, was ihm widerfahren ist. „Dissoziiert und völlig verstört“ nennt er seinen damaligen Zustand, „ich konnte nicht reden und keinen Blickkontakt halten.“ Er konnte nur schreiben: Auf einem Zettel notierte er ein paar Worte, ein Freund verstand sie. „Dem war ja auch klar, in was für einer Beziehung ich da war“, sagt René. Der Freund fährt ihn in eine Klinik.

III. Vier Probleme

„Ich hab‘ mich ja nicht als Opfer gesehen. Wieso sollte ich denn dann Hilfe holen? (...) dass ich eben halt gelernt hab‘, als Mann kann ich nicht Betroffener von Gewalt sein, das ist einfach nicht möglich. (...) Und solange es nicht möglich ist, bin ich auch kein Betroffener und hole mir auch keine Hilfe. Ist mir erst drei Jahre später aufgefallen, dass da was passiert ist, was über ‘ne Grenze gegangen ist, weil ich meine eigenen Grenzen nicht gespürt habe. Deswegen kam ich nicht auf die Idee, die Polizei einzuschalten.“

Stefan, Betroffener von Partnerschaftsgewalt

Wenn Männer Opfer von Partnerschaftsgewalt werden, stoßen sie häufig auf vier Probleme.

Problem Nummer 1: Männer begreifen oft nicht, was ihnen da passiert ist. War das tatsächlich Gewalt, was sie erlebt haben? Obwohl 66,7 Prozent der betroffenen Männer den Forschern des KFN sagten, dass sie an den Folgen ihrer Gewalterfahrung litten, gaben gleichzeitig 59 Prozent an, dass sie die Gewalt als „nicht so schlimm“ empfunden hätten. Weitere sieben bis acht Prozent sagten, sie hätten sich geschämt. Wer sich aber nicht als Opfer sieht oder sich zu sehr schämt und die Schuld allein bei sich selbst sucht, der holt sich keine Hilfe.

Problem Nummer 2: Wenn Männer erkannt haben, dass sie Hilfe brauchen, wissen sie häufig nicht, wo sie Hilfe finden können. Wer ist in Deutschland zuständig für gewaltbetroffene Männer? Für Männer überhaupt? Es gibt eine Frauenministerin, aber keinen Männerminister. Es gibt ein Hilfetelefon des Bundesfrauenministeriums „Gewalt gegen Frauen“, aber keines „Gewalt gegen Männer“. Es gibt eine App „Gewaltfrei in die Zukunft“ des Bundesjustizministeriums für „erwachsene Frauen und nonbinäre Personen“, aber keine für erwachsene Männer. Es gibt einen internationalen „Orange Day“ der Vereinten Nationen zur „Beseitigung von Gewalt gegen Frauen“, aber keinen Tag zur Beseitigung der Gewalt gegen Männer. An wen wendet Mann sich also?

„Für Männer gab es schlicht gar nichts“, erinnert sich René.

„Ich habe in einer Beziehung gelebt, in der ich Gewalt erfahren habe. In der ich geschlagen wurde“, sagt er. „Ich wollte nicht zurückschlagen und wusste nicht, was ich tun sollte.“ Nach dem Ende der Beziehung kontaktierte

er die Polizei. „Dort wurde mir geraten, erst mal zu einem Hilfeverein zu gehen. Dort wurde mir gesagt, ich sei leider ‚zu männlich‘. Überall, wo ich hingegangen bin, wurde mir das Gleiche erzählt.“

René beschreibt damit **Problem Nummer 3:** Nicht nur Männer verstehen oftmals nicht, was ihnen passiert ist – auch professionelle Helfer tun es mitunter nicht.

Echte Männer weinen nicht. Ein Indianer kennt keinen Schmerz. Happy wife, happy life. Männer sind stark, Männer lassen sich nie unterkriegen, der Mann muss seine Familie beschützen. Haben Polizisten Sätze wie diese im Sinn, wenn ein Mann ihnen berichtet, er sei das Opfer einer gewalttätigen Frau geworden?

In München läuft Christiane Feichtmeier mit ihrem Rucksack durch den einsetzenden Nieselregen zur Landesgeschäftsstelle der Gewerkschaft der Polizei (GdP). Sie ist mit der Bahn aus dem nahen Tutzing angereist, um über Gewalt gegen Männer zu sprechen; nach dem Gespräch wird sie denselben Weg zurück nehmen, um als SPD-Politikerin über Gewalt gegen Frauen zu sprechen. Feichtmeier, 51 Jahre alt, trat 1990 als eine der ersten Frauen in die bayerische Polizei ein. Heute sitzt sie im Bundesvorstand der GdP, leitet dort



**Schwäbisch Gmünd/Konstanz,
Baden-Württemberg, Januar 2020**

Eine 86-Jährige attackiert ihren Ex-Mann mit einem Fleischerhammer, weil er sich von ihr trennen will. Als er um Hilfe ruft, überschüttet sie ihn mit Benzin und verbrennt ihn bei lebendigem Leib. Wegen Totschlags in Tateinheit mit Brandstiftung wird die Frau zu acht Jahren und 6 Monaten Haft verurteilt.

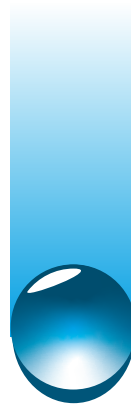


**Halle, Sachsen-Anhalt, Oktober
2021/Mai 2022**

Zwei Zwillingsschwestern (beide 42) manipulieren einen Elektrodraht, weil der Ex-Partner der einen Schwester beim Berühren sterben soll. Der Mordversuch schlägt fehl. Monate später verletzen die Schwestern den Mann mit Messerstichen schwer, eine Not-OP rettet sein Leben. Grund für die Taten: Der Ex-Partnerin des Opfers wurde das Sorgerecht für die gemeinsame Tochter abgesprochen.

Die Ex-Partnerin wird zu fünf Jahren und drei Monaten Haft verurteilt. Ihre Schwester ist zuerst auf der Flucht, stellt sich später aber den Behörden.

seit elf Jahren die AG „Häusliche Gewalt“ und sagt: „Als Polizistinnen und Polizisten sind wir Teil der Gesellschaft und haben auch viele Stereotype in unseren Köpfen. Und das können wir nicht einfach abschalten, wenn wir im Dienst sind, das nehmen wir mit.“ Weiter sagt sie: „Ich glaube, sobald sich die Tür öffnet und die Frau verheult ist oder vielleicht ein blaues Auge hat oder blutet, dann gehen wir davon aus, dass sie das Opfer ist und der Mann der Täter.“



Wie häufig stoßen gewaltbetroffene Männer auf taube Ohren, wenn sie bei der Polizei nach Hilfe fragen? Die Erkenntnisse der Wissenschaft dazu sind bislang dünn. Unter den gewaltbetroffenen Männern, die den Onlinefragebogen des KFN ausfüllten, hatten nur elf überhaupt Kontakt zur Polizei. Ihre Erfahrungen fielen gemischt aus. Drei Betroffene empfanden die angebotene Unterstützung als passend, vier konnten „teils / teils“ damit etwas anfangen, vier gar nichts. Vier Betroffene fühlten sich nicht ernst genommen von der Polizei, fünf fühlten sich für die Situation mitverantwortlich gemacht. In einem Interview berichtete ein Opfer den Forschern sogar, dass die Polizei ihn (als Täter) der Wohnung verwiesen habe, nachdem seine Partnerin ihn ebenfalls beschuldigt hätte.

Die Redaktion des WEISSEN RINGS hat an alle 16 Bundesländer und an das Bundeskriminalamt einen Fragenkatalog zu den Erfahrungen der Polizei mit dem Thema Gewalt gegen Männer geschickt. Auf die Frage, welche Rolle Stereotype und der hohe Anteil von männlichen Tätern spielten, reflektiert die Berliner Senatsverwaltung selbstkritisch, dieser Aspekt spiegele sich „auch im polizeilichen Einsatzgeschehen wider, sodass bei männlichen Betroffenen möglicherweise der (...) Eindruck entstehen könnte, dass Männer zunächst eher als Täter eingeordnet werden“. In der Summe aber zeigen sich die Länder überzeugt, „sensibel“ und „geschlechtsneutral“ mit Gewaltbetroffenen umzugehen. Baden-Württemberg etwa beteuert, dass „geschlechtsbezogene Bedürfnisse von Opfern individuell berücksichtigt“ würden.

Vergleichsweise gut fielen die Erfahrungen der gewaltbetroffenen Männer mit Beratungsstellen aus. Mehr als zwei Drittel der Befragten gaben im KFN-Fragebogen an, dass sie die Unterstützung als schnell und unkompliziert empfunden hätten. Allerdings waren es auch hier nur 35 Männer, die überhaupt Kontakt aufgenommen hatten.

92,1 Prozent der betroffenen Männer hatten sich weder an die Polizei noch an eine Beratungsstelle gewandt.

Aber selbst wenn Männer ihre Gewaltbetroffenheit verstanden haben, wenn sie eine zuständige Anlaufstelle gefunden haben, wenn die zuständige Anlaufstelle ebenfalls die Gewaltbetroffenheit verstanden hat und helfen will – dann scheitert die Hilfe oft an Problem Nummer 4: an der fehlenden Hilfsmöglichkeit. Lediglich zwölf Gewaltschutzeinrichtungen für Männer gibt es in Deutschland insgesamt, drei weitere nehmen sowohl Männer als auch Frauen auf. Im Ganzen gibt es nur 4,6 Schutzplätze bundesweit (Stand: Februar 2024).



Deggendorf, Bayern, Januar 2023

Eine Frau und ihr Ehemann betrinken sich gemeinsam. Es kommt zum Streit, er schlägt ihr ins Gesicht. Daraufhin greift sie zum Messer und tötet ihn durch einen Stich in die Schlagader. Bei ihrer Festnahme werden mehr als 2,2 Promille Blutalkohol festgestellt. Wegen Totschlags wird die 38-Jährige zu sieben Jahren Haft verurteilt.

IV. Kein Platz für Männer

„Sie stand nachts plötzlich mit 'nem Messer neben dem Bett, kam auf mich zu, die lallte irgendwas, sie hat auch gerne getrunken, ja. Lallte irgendwas und ‚Ich muss euch alle töten, ich muss euch alle töten‘. Ich habe sie dann weggetreten, hab meine Kinder geschlappt, bin ins andere Zimmer, hab mich da eingesperrt, hab die Polizei gerufen (...).“

Paul, Betroffener von Partnerschaftsgewalt

In Dresden stapft Frank Scheinert, 63 Jahre alt, über Schneereste durch die Neustadt. Hier hat die Bundesfach- und Koordinierungsstelle Männergewaltschutz (BFKM) ihren Sitz, in einem Altbau mit einem balkonbreiten Spruchband vor dem 1. Stock: „Männerschutzwohnungen bundesweit!“ Wer in Deutschland zum Thema Partnerschaftsgewalt gegen Männer recherchiert, landet früher oder später in Dresden bei der BFKM und ihrem Leiter Frank Scheinert. Meistens früher.

Scheinert sagt: „Gewaltbetroffene Männer brauchen wie alle von Gewalt betroffenen Menschen ein Unterstützungsangebot.“ Die BFKM hat ausgerechnet, dass die Nachfrage von gewaltbetroffenen Männern nach Gewaltschutzplätzen im Jahr 2022 im Vergleich zum Vorjahr noch einmal um zwei Drittel gestiegen ist: von 251 auf 421 Männer. Nur 99 Männer fanden einen Platz. Es gibt eine Deutschlandkarte der BFKM, auf der kleine blaue Punkte die Orte markieren, an denen es eine Männerschutzwohnung gibt. In zehn Bundesländern findet sich kein einziger Punkt. „Da muss dringend was passieren“, sagt Scheinert.

Das allerdings ist gar nicht so einfach. Im Café am Mainzer Schillerplatz berichtet René: „Ich habe damals gedacht: Naja, es gibt keine Männerschutzwohnungen. Mir erschien das Konzept aber plausibel. Insbesondere, wenn man sich anguckt, dass bei häuslicher Gewalt die Polizei in unklaren Situationen tendenziell eher den Mann der Wohnung verweist und nicht die Frau. Dann steht der Mann da und hat auf einmal gar nichts mehr. Und ich dachte: Na gut, man kann ja eine Wohnung anbieten. Und ich war bereit, das ehrenamtlich zu stellen.“ René berichtet, dass er mit seiner Idee zur Gleichstellungsbeauftragten der Stadt gegangen sei; es habe mehrere Gespräche gegeben, polizeiliche Statistiken seien ausgewertet worden. Dann folgte die Ernüchterung. „Meinen Vorschlag unterstützte sie schon“, sagt René. „Sie wollte aber auch, dass die Einrichtung professionell geleitet wird. Und dafür bräuchte man Geld vom Land. Das gab es damals nicht. Und damit war das Thema dann gegessen.“

„Das ist ein dickes Brett, das wir da bohren“, sagt Frank Scheinert in Dresden. In 15 von 16 deutschen Bundesländern böten die Gleichstellungs- und Gewaltschutzförderlinien keine Möglichkeit, Anträge für Männerarbeitsprojekte zu stellen. Ausnahme: Sachsen. Die BFKM hat nicht zufällig ihren Sitz in der sächsischen Hauptstadt. Von hier aus unterstützt sie Vorstöße für Männerprojekte und kümmert sich darum, „dass die Politik möglichst auch Mittel zur Verfügung stellt“, wie Scheinert es vorsichtig formuliert.

Die erste Männerschutzwohnung in Deutschland entstand gut 500 Kilometer nordwestlich von Dresden im niedersächsischen Oldenburg – ehrenamtlich geführt, ohne kommunale oder sonstige staatliche Zuschüsse. Dort hatte sich im Jahr 2000 der Verein Männer-Wohnhilfe gegründet mit dem Ziel „Schaffung eines Raumes für Männer, die aus eskalierten Situationen ihren

Lebensort für eine gewisse Zeit wechseln wollen oder sollen“. 2002 zog der erste Mann ein. Seither ist die Wohnung durchgehend belegt.

Eine einzige Wohnung für ganz Niedersachsen. Platz für einen einzigen Mann, der maximal drei Monate bleiben darf.

In Sachsen rechnet Frank Scheinert bescheiden vor, dass es drei bis fünf Männerschutzwohnungen pro Bundesland geben sollte, „als nächsten Schritt“: jeweils drei in Berlin, Bremen, Hamburg und im Saarland, jeweils fünf in den anderen Bundesländern.

Die Redaktion des WEISSEN RINGS hat alle 16 Landesregierungen nach der Zahl der Schutzeinrichtungen für Männer in ihrem Bundesland gefragt und ob ein Ausbau geplant sei. Sechs der Länder, die keine Schutzeinrichtung vorhalten, teilten mit, dass es keine Pläne gebe, dies zu ändern. Andere Länder erklärten, dass zunächst der Bedarf an solchen Wohnungen geprüft werden müsse. „Bisher gibt es keine wissenschaftlich fundierten Erkenntnisse darüber, ob ein Netz an ähnlich ausgerichteten Zufluchtsmöglichkeiten, wie es sie für gewaltbetroffene Frauen gibt, erforderlich ist“, antwortete etwa Hessen. „Weder die Polizeiliche Kriminalstatistik noch andere Studien – auch nicht international – weisen bisher auf eine entsprechende Gefährdung von Männern hin.“

Allein Nordrhein-Westfalen ist bislang den von Frank Scheinert erhofften „nächsten Schritt“ gegangen.

V. Stigma und Tabu

„Aber dieser Übergriff, den ich, weil ich mir so dachte, okay, ist das jetzt so schlimm, muss ich da drüber reden, oder ist es doch so schlimm, und ja wie peinlich, mir als Mann passiert das, und ich bin doch der Größere, Stärkere ... und eh wie kann mir das halt passieren.“

Robert, Betroffener von Partnerschaftsgewalt

Am Pferdemarkt im Oldenburger Stadtzentrum kann man in einem schmalen Haus Wolfgang Rosenthal treffen, Jahrgang 1958, Vorsitzender des Vereins Männer-Wohn-Hilfe. Er sagt: „Diese 20 Jahre, die waren so was von interessant irgendwie, was wir für neue Blickwinkel auf Männlichkeit bekommen haben in dieser Zeit.“



„Männerschutzwohnungen bundesweit!“ fordert ein Transparent am Sitz der Bundesfach- und Koordinierungsstelle Männergewaltschutz (BKFM) in Dresden. • Foto: Karsten Krogmann

Der erste Bewohner des Oldenburger Männerhauses: ein wohlsituerter Rentner. „Das hätten wir uns jetzt auch nicht so ausgedacht“, sagt Rosenthal. Am häufigsten erlebe er Akademiker als Bewohner, „42 Jahre alt, zwei Kinder“. Die zweithäufigste Gruppe, „so mit 25 Prozent“, bildeten Männer ohne Ausbildung, in der Regel arbeitslos, mehrere Kinder, keine stabile Beziehung, Ende 20, Anfang 30.

Rückschlüsse auf eine Gruppe mit signifikant hoher Gewaltbetroffenheit lassen sich aus diesen Beobachtungen aber keine ziehen. Das bestätigen auch die KFN-Forscher, indem sie zusammenfassend feststellen, „dass es keine typischen Opfer gibt und Gewalt gegen Männer in Partnerschaften ein gesamtgesellschaftliches Phänomen ist“.

„Menschen, die sich bei mir melden, sagen oft: Schön, dass du drüber redest, weil mir das auch passiert ist“, sagt René in Mainz. Wenn jeder zweite Mann schon mal eine Form von Partnerschaftsgewalt erlebt hat, dann bedeutet das, betroffene Männer gibt es überall und in allen gesellschaftlichen Kreisen.

René tritt deshalb immer mit seinem echten Namen auf, wenn er seine Geschichte in der Öffentlichkeit erzählt: René Pickhardt. „Weil ich gesagt habe, das sollte eigentlich gar kein Tabuthema sein“, sagt er. „Weil es mir wichtig war, das Stigma und das Tabu zu brechen und zu sagen: So war das halt. Das kann dir doch auch passieren!“

VI. Auf der Suche nach Lösungen

„Und das ging dann irgendwann in so 'ne Phase, die ging diverse Jahre, die war dann, da hatte ich so 'ne große Wut, weil ich wusste, das ist, das ist nicht richtig, was hier gerade passiert. Ich wusste nicht, wohin mit dieser Wut. So, und hab dann angefangen erst die Wände zu schlagen, dann mich zu schlagen und irgendwann durfte ich mal 'nen neuen Kochtopfdeckel kaufen, weil ich den an meinem Kopf zerschlagen habe und das sind dann diese Selbstverletzungen gewesen, weil ich nicht wusste, wohin mit dieser Wut.“

Finn, Betroffener von Partnerschaftsgewalt

Die Forscher aus Niedersachsen haben die Männer nicht nur nach Gewalt gefragt, die sie erlebt haben – sie fragten sie auch nach Gewalt, die sie ausgeübt haben. Das Ergebnis ist ein weiterer überraschender Befund: 39,5 Prozent der von physischer oder psychischer Gewalt betroffenen Teilnehmer der Onlinebefragung waren sowohl schon mal Opfer als auch Täter. Der Fachbegriff dafür lautet „Victim-Offender-Overlap“, Opfer-Täter-Überschneidung.



Interessante Einblicke: Studienvorstellung mit Podiumsdiskussion im Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen in Hannover · Foto: Christian J. Ahlers

Was bedeutet dieser Befund für die Unterstützung von gewaltbetroffenen Männern in Partnerschaften?

Björn Süfke leitet das „Hilfetelefon Gewalt an Männern“ bei der Bielefelder Männerberatung „man-o-mann“, er lacht kurz auf und schüttelt den Kopf, dann sagt er: „Es wäre ja geradezu zynisch zu sagen: Wenn beide ein Problem haben, dann helfen wir ihnen nicht!“ Der Befund bedeutet, dass Opferhilfe mitunter eben auch Täterarbeit heißt.

An einem Donnerstag im Februar steht Süfke, Jahrgang 1972, in einem würfelförmigen Bürobau im Hannoverschen Stadtteil List, vor ihm sitzen knapp 50 Menschen: Wissenschaftler, Vertreter von Polizei, BFKM, Hilfsreinrichtungen wie dem WEISSEN RING. Der Bürobau ist der Sitz des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen, soeben hat Projektleiter Jonas Schemmel die Ergebnisse der Studie vorgestellt, jetzt schließt sich eine Podiumsdiskussion an, Süfke ist einer der Teilnehmer. Es geht um Fragen wie: Was fängt man mit den Erkenntnissen aus der Studie an? Wie hilft man betroffenen Männern am besten? Wie löst man das Problem „Partnerschaftsgewalt gegen Männer“?



Schemmel berichtet, was passiert sei, als er einer guten Freundin von seinem Forschungsprojekt „Gewalt gegen Männer“ erzählte: „Sie hat gelacht.“ Das sind die dicken Bretter, die es zu bohren gilt.

Vielleicht wollten die Forscher aus Niedersachsen deshalb nicht einfach nur nackte Zahlen und Fakten vorlegen. Bei einem Fachtag mit Expertinnen und Experten aus Bereichen wie Opferhilfe, Kriminalprävention und Psychologie erarbeiteten sie acht „Handlungsempfehlungen“, die Eingang in die Studie fanden. Darunter finden sich zum Beispiel Vorschläge wie:

- der Ausbau des Beratungsangebots für Männer,
- die Schaffung von Männerhäusern,
- eine Kampagne, die die Öffentlichkeit für das Thema Partnerschaftsgewalt auch gegen Männer sensibilisiert.



Darmstadt, Hessen, Oktober 2023

Eine ehemalige Polizistin tötet ihren Mann und den gemeinsamen Sohn, ein zweiter Sohn überlebt schwer verletzt. Anschließend versucht sie, sich selbst das Leben zu nehmen, überlebt aber.

Die Frau befindet sich seitdem im künstlichen Koma. Die Polizei findet am Tatort einen von der Frau verfassten Abschiedsbrief.

„Ja“, sagt Björn Sufke von „man-o-mann“, „ich habe die Handlungsempfehlungen gelesen. Das ist perfekt!“ Er lächelt, dann sagt er: „Aber sieben der acht Punkte kosten Geld.“

Aktuell stehe Mann noch ganz am Anfang. Sufke nennt ein Beispiel, die Männerberatung in Deutschland. „Wir sind so klein“, sagt er. Wenn die Beratungsstelle eine Pressemitteilung veröffentliche, kämen am nächsten Tag dreimal so viele Anrufe rein. „Die kommen aber nicht durch“, sagte Sufke. Weil es nur eine einzige Leitung mit einem einzigen Berater gebe.



Neustadt an der Weinstraße, Rheinland-Pfalz, Januar 2024

Eine 25-jährige Frau soll in Neustadt an der Weinstraße ihren 28-jährigen Partner im Streit erstochen haben. Laut Staatsanwaltschaft habe der Mann noch ins benachbarte Haus seiner Mutter flüchten können, dort sei er aber zusammengebrochen und im Krankenhaus an seinen Verletzungen gestorben.



Es hilft einem männlichen Opfer auch nicht bei der Suche nach Unterstützung, wenn er Beratungsstellen für Frauen, Hilfetelphone für Frauen oder Gewaltfrei-Apps für Frauen findet. Es hilft ihm nicht, wenn die zuständigen Behörden erst auf Nachfrage sagen, das Thema Gewalt gegen Männer würde bei ihnen „mitbehandelt“ (Innenministerium Sachsen-Anhalt). Oder wenn Frauenministerin Lisa Paus auf Nachfrage erklärt, die Unterstützung von Gewaltbetroffenen schließe „selbstverständlich“ auch männliche Opfer mit ein.

Im Café am Mainzer Schillerplatz sagt René, er wüschte sich für Deutschland ein „geschlechtersensibles“ Hilfesystem wie in Norwegen. Wer dort zum Beispiel als Gewaltbetroffener die Internetseite des Krisenzentrums der Region Gjøvik aufrufe, findet sofort eine Weiterleitung zu einem Bereich für Frauen, für Männer und für Kinder. Über dem Bereich „Männer“ steht: „Männer, die Opfer von Gewalt geworden sind, bezeichnen die psychische Gewalt oft als das Schlimmste. Väter leben oft um der Kinder willen in solchen Beziehungen, oft haben sie Angst davor, dass ihnen nicht geglaubt wird oder dass sie die Fürsorge für die Kinder verlieren.“

VII. Miteinander, nicht gegeneinander

„Da sagte sie: Ja, ich könnte Ihnen jetzt zehn Frauenberatungsstellen nennen in der Umgebung, wo ich Sie hinschicken könnte, aber für Männer weiß ich gar nichts.“

Deniz, Betroffener von Partnerschaftsgewalt

Die achte Empfehlung in der KFN-Studie lautet: „Beim Kampf gegen Partnerschaftsgewalt dürfen nicht beide Geschlechter gegeneinander ausgespielt werden.“

In Berlin, seinem Wohnort, sitzt Studienleiter Jonas Schemmel, 36 Jahre alt, vor seinem Rechner. Wegen des Bahnstreiks ist das Interview ins Internet verlagert, und er sagt in die Kamera: „Gewalt gegen Männer macht Gewalt gegen Frauen nicht ungeschehen und andersherum.“ Er kennt die „sehr kontroversen Diskussionen“ und Vergleiche zwischen Gewalt gegen Frauen und gegen Männer. Zur Frontenbildung wollten die Wissenschaftler mit ihrer Untersuchung keinesfalls beitragen, im Gegenteil. Der Psychologe weist noch einmal ausdrücklich auf die Perspektive der Opfer hin: „Es hilft einem gewaltbetroffenen Mann ja nicht, wenn er hört: Na ja, aber das ist relativ selten und meistens sind ja die Frauen die Opfer.“

René machte eine Therapie. Eine Zeitlang schrieb er Blogartikel und Gastbeiträge für Zeitungen, heute gibt er Interviews und zeigt sein Gesicht bei Kampagnen gegen häusliche Gewalt. Einmal, er lebte noch in Deutschland, stand ein Hasskommentar unter einem YouTube-Video, das er aufgenommen hatte. Sinngemäß hieß es darin, alle Männer sollen sterben. „Ich bin ja durchaus für freie Meinungsäußerung, aber das war zu viel“, sagt René. Er ging zur Polizei, stand vor einer Polizistin. „Die Polizistin hat erst mal gegrinst, als sie den Kommentar gelesen hat. Ich musste dann schon sehr lange darauf pochen, dass die Anzeige aufgenommen wird.“

Er hörte nie wieder von der Polizei.

**Christian J. Ahlers, Karsten Krogmann und
Nina Lenhardt**



René, der selbst Gewalt erfahren hat, zeigt sein Gesicht bei Kampagnen gegen Gewalt – hier auf einem Flyer der BFKM. • Foto: Christian J. Ahlers

Transparenzhinweise:

Das Forschungsprojekt „Gewalt gegen Männer in Partnerschaften“ wurde mit Mitteln der WEISSER RING Stiftung finanziert.

Der WEISSE RING war auch bei der Präsentation der Ergebnisse in Hannover involviert; die stellvertretende Bundesvorsitzende des Vereins, Petra Klein, moderierte die Podiumsdiskussion.

Die im Text zu Beginn jedes Kapitels abgedruckten Betroffenen-Zitate sind dem KFN-Forschungsbericht entnommen.

René Pickhardt, der als Betroffener im Text seine Geschichte erzählt, war auch Protagonist der Radio-Features „Du darfst kein Opfer sein – Wenn Männer unter häuslicher Gewalt leiden“ des Deutschlandfunks. Der Beitrag gewann 2017 den mittlerweile eingestellten Journalistenpreis des WEISSEN RINGS.

Beim WEISSEN RING melden sich größtenteils Frauen auf der Suche nach Unterstützung. Das gilt ganz besonders nach häuslicher Gewalt: 2023 waren 93,8 Prozent der Hilfesuchenden weiblich und nur 6,2 Prozent männlich.

„Ich führe das Gesellschaftsministerium – und das ist auch für Männer da“

Nein, sagt Lisa Paus, sie habe die Männer nicht vergessen: Noch in dieser Legislaturperiode will sie ein neues Gewalthilfegesetz abschließen, das auch für männliche Betroffene von Partnerschaftsgewalt da sein soll. Fünf Fragen an die Bundesfrauenministerin.

→
Lisa Paus, Jahrgang 1968, wuchs in Emsbüren (Niedersachsen) auf. Seit 1995 ist sie Mitglied der Partei Die Grünen/Bündnis 90. Sie studierte Volkswirtschaftslehre und Politikwissenschaft in Berlin. Von 1999 bis 2009 war sie Mitglied im Abgeordnetenhaus von Berlin, seit 2009 ist sie Mitglied des Bundestages. Nach dem Rücktritt ihrer Parteikollegin Anne Spiegel im April 2022 wurde sie Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Lisa Paus ist Mutter eines Sohnes.

Foto: Sebastian Gollnow/dpa

„Wir werden das Recht auf Schutz vor Gewalt für jede Frau und ihre Kinder absichern“, heißt es im Koalitionsvertrag der Ampelregierung unter der Überschrift „Schutz vor Gewalt“. Von Männern als Opfern ist dort keine Rede. Haben Sie die Männer vergessen?

Schauen Sie, im Koalitionsvertrag ist das so beschrieben: Wir wollen „das Recht auf Schutz vor Gewalt für jede Frau und ihre Kinder abzusichern und einen einheitlichen Rechtsrahmen für ein verlässliches Hilfesystem schaffen.“ Das gehört zur Umsetzung der sogenannten Istanbul-Konvention – dem wichtigsten internationalen Abkommen zum Kampf gegen geschlechtsspezifische Gewalt. Das ist ein extrem wichtiges Anliegen für mich. Mein Ministerium kümmert sich innerhalb der Bundesregierung federführend darum. Das Ziel ist es, dass tatsächlich jede von häuslicher oder geschlechtsspezifischer Gewalt betroffene Person schnell und mit

möglichst wenig Bürokratie Schutz und gute fachliche Beratung erhält. Dafür planen wir ein neues Gewalthilfegesetz. Überwiegend geht es dabei eben um Unterstützungsbedarfe von Frauen mit ihren Kindern. Aber das Gewalthilfegesetz wird auch für männliche Opfer von Partnerschaftsgewalt oder auch für nonbinäre Personen da sein. Das Gesetzesvorhaben wollen wir in dieser Legislaturperiode abschließen.

Fühlen Sie sich als Frauenministerin überhaupt für Männer zuständig?

In meinem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend arbeiten wir an vielen verschiedenen Aufgaben und Themen, die alle Menschen und das Zusammenleben in unserem Land betreffen. Man könnte auch sagen, ich führe das Gesellschaftsministerium.

Und selbstverständlich vertritt dieses Gesellschaftsministerium auch die Anliegen von Jungen und Männern. So steht es auch im Koalitionsvertrag: Zur Gleichstellung von Frauen und Männern gehört auch eine gleichstellungsorientierte Jungen- und Männerpolitik. Im BMFSFJ gibt es in der Abteilung „Gleichstellung“ ein eigenes Referat, das sich mit der Gleichstellung von Jungen und Männern befasst – in den Bereichen, in denen Männer und Frauen eben noch nicht gleichgestellt sind. Dazu gehört, männerbezogene Rollenklischees und Geschlechter-Stereotype abzubauen, der Schutz vor Gewalt und der Ausbau von Beratungs- und Hilfeangeboten für Männer.

Zum Beispiel fördern wir das Männerberatungsnetz des „Bundesforum Männer“. Auf dessen Website sind aktuell rund 450 Beratungsangebote zu Themen explizit für Jungen und Männer gebündelt, unter anderem auch zu Gewalterfahrungen.

Neben dem Gewaltschutz ist uns die Prävention ganz wichtig und der Ausbau entsprechender Angebote. Mein Haus fördert das Projekt des „SKM“ Bundesverbandes, in dem Fachleute für männerfokussierte Beratung weitergebildet werden. Denn spezialisierte Beratung, die auf die Probleme von Jungen und Männern eingeht, gibt es bislang zu wenig.

Ein Betroffener von Partnerschaftsgewalt sagte uns, er fühle sich „unsichtbar“ mit den belastenden Erfahrungen. Wie lässt sich Gewalt gegen Männer sichtbar machen?

Das ist ein ganz wichtiger Punkt. Männliche Betroffene von Partnerschafts- und häuslicher Gewalt fühlen sich häufig allein und scheuen sich, Hilfe zu suchen oder sich anderen mitzuteilen. Deswegen ist es wichtig, die Gesellschaft für das Thema zu sensibilisieren und Betroffenen zu zeigen, dass sie nicht allein sind.

Aus der Kriminalstatistik des Bundeskriminalamts, also dem sogenannte Hellfeld, wissen wir, dass Frauen von geschlechtsspezifischer und häuslicher Gewalt deutlich stärker betroffen sind. Die Auswertung zeigt aber auch, dass rund ein Fünftel der Opfer von Gewalt in einer Partnerschaft – oder ehemaligen Partnerschaft – Männer sind. Und unter den Opfern häuslicher Gewalt sind fast 30 Prozent Jungen oder Männer.

Um eine aktuelle, valide Datenbasis zu haben, führen wir derzeit zusammen mit dem Bundesinnenministerium und Bundeskriminalamt eine Dunkelfeldstudie durch. Die untersucht „Lebenssituation, Sicherheit und Belastung im Alltag“ in Deutschland. Die Befragung wird uns Daten insbesondere auch zum Ausmaß von Partnerschaftsgewalt liefern. Die Ergebnisse werden im nächsten Jahr vorliegen.

Sehen Sie die Gefahr, dass Gewalt gegen Männer und Gewalt gegen Frauen in der Öffentlichkeit und von Interessenverbänden gegeneinander aufgerechnet und ausgespielt werden, vor allem mit Blick auf Fördermittel?

Es muss um effektiven Schutz für alle Opfer geschlechtsspezifischer und häuslicher Gewalt gehen. Wer Hilfe benötigt, soll Hilfe erhalten. Daher arbeiten wir eben gerade intensiv daran, den geplanten Rechtsanspruch auf Gewaltschutz für alle betroffenen Personen bundesweit abzusichern.

Es gibt deutschlandweit bislang nur gut 45 Plätze für gewaltbetroffene Männer in Schutzeinrichtungen, die Mehrzahl der Bundesländer bietet keinen einzigen Platz an. Was tut der Bund, damit dieses Angebot zeitnah ausgebaut werden kann?

Es sind viele Räder, die hier ineinandergreifen müssen. Das Hilfesystem bedarfsgerecht auszubauen, ist gemeinsame Aufgabe von Bund, Ländern und Kommunen. Dass Unterstützung für Gewaltbetroffene angeboten und finanziert wird, ist laut Grundgesetz zuerst Sache der Bundesländer. Selbstverständlich schließt das auch männliche Opfer ein. Das hebt im Übrigen auch der Koalitionsvertrag hervor.

Der Bund arbeitet bereits daran, dass Schutzeinrichtungen für von häuslicher Gewalt betroffene Männer in allen Bundesländern entstehen. Das BMFSFJ finanziert hier beispielsweise über mehrere Jahre die Bundesfach- und Koordinierungsstelle Männergewaltschutz. Diese Vernetzungsstelle bietet interessierten Trägern, Kommunen und Ländern Beratung und Unterstützung beim Aufbau und Betrieb von Männerschutzprojekten an. Außerdem stärkt die Vernetzungsstelle das Hilfetelefon „Gewalt an Männern“ und Online-Beratungen, wobei mehrere Bundesländer finanziell beteiligt sind.

Klar ist: Gewalt in der Partnerschaft zieht sich durch alle Schichten. Viel zu häufig wird sie noch als Privatsache abgetan. Das hilft Tätern und Täterinnen. Dabei ist diese Gewalt in Beziehungen, in den eigenen vier Wänden vor allem Ausdruck von Macht und Kontrolle. Deshalb müssen wir alle aufmerksam sein, nachfragen, Hilfe anbieten. So können wir gemeinsam ein Zusammenleben und ein Klima fördern, in dem Gewalt keinen Platz mehr hat.

Karsten Krogmann

Die Studie im Steckbrief

Fakten und Zahlen zur Untersuchung von Partnerschaftsgewalt gegen Männer

DAS PROJEKT Die Studie mit dem Titel „Gewalt gegen Männer in Partnerschaften – Von der Scham zur Hilfe“ lief vom 1. Januar 2022 bis zum 30. Juni 2023 und wurde projektiert von einem Team des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (KFN) e.V. in Hannover. Die WEISSER RING Stiftung hat die Untersuchung gefördert; zu ihren Zwecken gehört die Unterstützung von Forschung, insbesondere auf dem Gebiet der Kriminologie und Viktimologie.

DIE ZIELSETZUNG Für Deutschland gab es bislang noch wenig empirisch belegte Erkenntnisse zu Männern, die in ihren (Ex-)Partnerschaften Opfer von Gewalt geworden sind. Das Projekt sollte daher zunächst wissenschaftlich belastbare Zahlen zu Gewalterfahrungen von Männern in Beziehungen hervorbringen. Zudem sollten Faktoren innerhalb der Partnerschaften untersucht werden, die diese Kriminalitätsform begünstigen, sowie psychische und gesellschaftliche Faktoren, die die Bewältigung des Erlebten beeinflussen. Als drittes Ziel setzten sich die Forscher, mit der Studie einen Beitrag zur Weiterentwicklung der Helfelandschaft für die Betroffenen zu leisten. Begünstigt werden sollte dies durch die Anregung zur gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Studienthema.

DAS FORSCHUNGSFELD Untersucht wurde das sogenannte Dunkelfeld. Dabei liegt der Fokus nicht auf den Straftaten, die von den Opfern angezeigt wurden, oder den Fällen, in denen die Polizei ermittelt hat. Diese sind Delikte im „Hellfeld“ und in der offiziellen Polizeilichen Kriminalstatistik enthalten. Im Gegensatz dazu erforschten die KFN-Wissenschaftler Taten, von denen die Behörden nichts wissen; zum Beispiel, weil die Betroffenen aus Scham keine Anzeige erstattet haben oder sich selbst gar nicht als Opfer sehen.

DER AUFBAU UND DIE TEILNEHMER Der Forschungsbericht basiert auf drei Modulen, in denen Daten zu erwachsenen Betroffenen erhoben wurden:

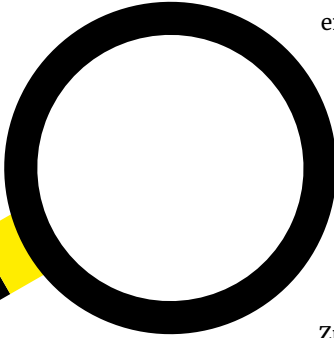
1. Quantitatives Modul Für eine Online-Befragung wurden 11.733 Männer im Alter zwischen 18 und 69 Jahren kontaktiert. Die Antworten von 1.209 Teilnehmern wurden für die Studie verwertet. Abgefragt wurden Erlebnisse mit physischer, psychischer, sexueller und digitaler Gewalt, Kontrollverhalten, Schutz- und Risikofaktoren, Folgen der Taten sowie Erfahrungen mit Hilfseinrichtungen und der Polizei.

2. Qualitatives Modul Interviews mit 16 betroffenen Männern sollten Aufschluss geben über Gewalterfahrungen und Dynamiken in der Partnerschaft. Nur in einem Fall handelte es sich um eine homosexuelle Partnerschaft (der besseren Lesbarkeit wegen wird im Folgenden daher von Partnerinnen geschrieben). In den Gesprächen wurde zudem nach Reaktionen im sozialen Umfeld und Erfahrungen mit Unterstützungsangeboten gefragt, um Lücken in der Hilfsstruktur zu erkennen und Rückschlüsse auf den Umgang der Gesellschaft mit den Betroffenen zu erhalten.

3. Fachtag-Modul 19 Experten und Expertinnen, die sich haupt- oder nebenberuflich mit Partnerschaftsgewalt befassen, wurden die Ergebnisse aus den vorangegangenen Modulen vorgestellt. Es folgten verschiedene moderierte Diskussionsrunden, speziell ging es um die Beratungslandschaft, die Rolle der Polizei und den Einfluss von gesellschaftlich geprägten Männlichkeitsbildern.

AUSGEWÄHLTE ERGEBNISSE Laut der repräsentativen **Online-Befragung** haben rund 40 Prozent der Teilnehmer in ihrem Leben schon einmal psychische Gewalt erlebt. Auch Kontrollverhalten wurde häufig genannt (39 Prozent), etwas seltener körperliche Gewalt (30 Prozent). Sexuelle (5 Prozent) und digitale Gewalt (7 Prozent) kamen noch seltener zur Sprache. Generell wurde eher von weniger gravierenden Handlungen berichtet. Häufig traten mehrere Gewaltformen zusammen auf. Festgestellt wurde ein erheblicher „Victim-Offender-Overlap“: Mit rund 40 Prozent war mehr als ein Drittel der Befragten sowohl schon Täter als auch Opfer von Partnerschaftsgewalt. Von Folgen der Gewalterfahrung berichteten rund zwei Drittel der Männer. Psychische Folgen wurden deutlich öfter genannt als körperliche Folgen, wobei diese meistens aus oberflächlichen Wunden bestanden. Die mit je 40 Prozent am häufigsten erwähnten Konsequenzen waren Stress, Anspannung, Gefühle der Machtlosigkeit und Erniedrigung. Auch Schlafstörungen und starke Angstgefühle wurden von den Teilnehmern thematisiert.

Der häufigste Grund (59 Prozent), sich keine Hilfe zu holen: Die Gewalt wurde als „nicht so schlimm“ empfunden. Häufig gaben die Männer auch an (30 Prozent), die Angelegenheit selbst geregelt zu haben. Die häufigste Ursache für die Gewalt war Eifersucht (32 Prozent), an zweiter Stelle folgen Konflikte im Beziehungsalltag (fehlende gemeinsame Zeit, Haushaltsführung, Freizeitgestaltung, Sexualität, Finanzen), an dritter Stelle Kinder und danach Alkohol- oder Drogenkonsum.



In den **Interviews** erzählten alle der 16 Männer, dass sie psychische Gewalt erlebt hatten, etwa durch Abwertungen, Erniedrigungen, Drohungen, Beleidigungen, Schuldzuweisungen, Ignorieren oder Leugnen von Bedürfnissen sowie Kontrollverhalten. 14 Teilnehmer berichteten von körperlicher, drei von sexueller Gewalt. Die Interviewten beschrieben eine langsame und stetige Zunahme der Gewalt im Laufe der Beziehung, was bei ihnen zu einer Gewöhnung und Normalisierung führte und mit der Schwierigkeit verbunden war, sich selbst als Opfer wahrzunehmen. Konkrete Auslöser für Gewaltausbrüche konnten die Gesprächspartner nicht ausmachen, es gab jedoch Berichte über kritischen Alkohol- oder Drogenkonsum, Gewalterlebnisse in der Kindheit und psychische Erkrankungen bei den Partnerinnen. Bei den Konsequenzen nannten die Männer psychische Folgen (Angst- und Schamgefühl, Störungen des Selbstbildes, Depressionen, suizidale Tendenzen) und körperliche (Verletzungen, Schlafstörungen, Panikattacken), einige erwähnten auch Selbstverletzungen. Der Umgang mit den gewalttätigen Situationen fiel sehr unterschiedlich aus, zum Beispiel wurden Flucht- und Schutzstrategien wie Gegenwehr beschrieben. Ursachen dafür, sich erst spät oder gar keine Unterstützung zu holen, waren für die Interviewten unter anderem fehlendes Wissen über die Angebote, generelle Skepsis oder Schamgefühl sowie fehlendes Angebot oder mangelnde Sensibilisierung und Wissen bei Behörden oder Institutionen wie Jugendamt, Arzt oder Polizei. Mehrere Teilnehmer erzählten, dass sie von ihren Partnerinnen bei Polizeieinsätzen oder Gerichtsprozessen fälschlicherweise als Täter beschuldigt worden waren. Gemeinsame Kinder waren ein Grund, weshalb an den Partnerschaften festgehalten wurde. Streit um Sorge- und Umgangsrecht wurde häufig als sehr belastend wahrgenommen. Viele Väter fühlten sich zudem diskriminiert, weil ihre Bedürfnisse als Opfer und ihre Rechte als Väter durch die Behörden nicht gesehen worden seien. Ein Teilnehmer wies darauf hin, dass es für Väter und ihre Kinder kaum Schutzangebote gebe. Gewünscht wurden mehr Anlaufstellen für gewaltbetroffene Männer. Laut dem Bericht fühlen sich die Gesprächspartner bis heute noch stark belastet von den Erfahrungen.

Die Diskussionen am **Fachtag** mündeten in acht Handlungsempfehlungen für die Praxis.

DIE GRENZEN Für den Begriff „Gewalt“ gibt es unterschiedliche Definitionen. Die KFN-Wissenschaftler haben sich entschieden, den Katalog der Handlungen, die als Gewalt angesehen werden können, eher breit anzulegen. Bei der Stichprobe der Online-Befragung waren Männer mit Einkommen in der unteren Mitte und niedrigeren Bildungsabschlüssen im Vergleich zu anderen Studien leicht unterrepräsentiert. Die Studienteilnehmer haben sich selbst als gewaltbetroffen eingeordnet, ein Abgleich mit anderen Perspektiven, etwa mit den Partnerinnen, fand nicht statt.

Nina Lenhardt



Link zum Forschungsbericht beim
Nomos-Verlag:

<http://tinyurl.com/24ss8354>

„Gewalt und Übergriffe werden individuell erlebt“

Sich einzugestehen, Opfer geworden zu sein, damit haben Männer häufig ein Problem, sagt Jonas Schemmel. Ein Gespräch mit dem Leiter der KFN-Studie über unterschiedliche Auffassungen von Gewalt und klassische Männlichkeitsbilder.

Warum braucht es eine Studie zu Partnerschaftsgewalt gegen Männer?

Weil man insbesondere über die Situation in Deutschland noch nicht viel weiß. Zu dem Zeitpunkt, als unsere Studie angelaufen ist, gab es tatsächlich noch gar keine repräsentativen Daten für Deutschland, in der Zwischenzeit ist auch eine Untersuchung von Kollegen aus Ulm erschienen, die neben Partnerschaftsgewalt gegen Frauen auch Gewalt gegen Männer in den Blick genommen hat. Das heißt, die empirische Lage hat sich jetzt schlagartig doppelt verbessert.

Gab es Überraschungen?

Was mich persönlich überrascht hat, war der sehr hohe Anteil am sogenannten Victim-Offender-Overlap. Der Fachbegriff beschreibt, dass Menschen, die Straftaten begehen, selbst von Kriminalität betroffen sind, und andersherum. In unserer Studie berichteten 73 Prozent derjenigen, die eine Gewalthandlung erlebt hatten, auch selbst mindestens eine verübt zu haben. Wir können zwar auf der Basis unserer Daten nicht genau feststellen, inwieweit Opfer- und Täterwerdung immer in derselben Beziehung passierte, aber dass hier wechselseitige Gewalt eine Rolle spielte, liegt als Vermutung ja nahe. Wir sehen also, dass es bei Partnerschaftsgewalt eben nicht immer eine ganz klare Einteilung in Täter oder Opfer geben muss und man genauer hinschauen sollte, welche Dynamiken bei Gewalt in einer Beziehung bestehen.

Inwiefern ist die Definition von Gewalt von Bedeutung?

Innerhalb der Forschung gibt es keinen verbindlichen Gewaltkatalog und keine allgemein gültige Definition für den Begriff. Das ist ein Problem, weil es eine Vergleichbarkeit oder eine Bestandsaufnahme erschwert. Das war zu Beginn unserer Untersuchung die größte Hürde, denn es gab in der Literatur und auch in unserem Team unterschiedliche Auffassungen, so dass wir erstmal festlegen mussten, welche Gewalthandlungen für unser Vorhaben relevant sind. Wir haben uns in einem

Abwägungsprozess für eine breite Auslegung entschieden, das heißt, der Katalog der Taten, die als Gewalt gelten können, ist relativ umfangreich. Wir müssen sicherlich damit leben, dass es Leute geben wird, denen der Begriff zu weit gefasst ist und die darin den Grund sehen, warum so hohe Häufigkeiten von Gewalttaten dokumentiert wurden. Andererseits wissen wir, dass es nicht so sehr darauf ankommt, was objektiv als Gewalthandlungen eingeordnet wird, sondern dass auch Handlungen, die auf den ersten Blick nicht so gravierend wirken, durchaus harte Konsequenzen für Betroffene haben können.

Die Mehrheit der gewaltbetroffenen Teilnehmer an der Onlinebefragung war in der Kindheit Opfer von körperlicher oder verbaler Gewalt oder hat Gewalt zwischen den Eltern beobachtet. Welchen Rückschluss lässt das auf einen Zusammenhang zwischen Opfer- und Täterschaft zu?

Soziale Lerntheorien gehen davon aus, dass Eltern ein Modell darstellen, anhand dessen Kinder Beziehungsverhalten lernen, und dass Menschen, die in gewalttätigen Verhältnissen aufwachsen, sich auch in ihrem Erwachsenenleben in eher gewalttätigen Umfeldern aufhalten, wo Gewalt als akzeptable Konfliktlösungsstrategie angesehen und eher verharmlost wird. Auf diese Weise wird man eher selbst zum Täter – und gerät womöglich auch eher an eine Partnerin oder einen Partner, der oder die selbst Gewalt ausübt. Das heißt nicht, dass jeder, der in der Vergangenheit gewaltbetroffen war, später Gewalt verübt oder Opfer wird: Gerade die Daten unserer Interviewstudie zeigen, dass auch Menschen ohne kindliche Gewalterfahrungen als Erwachsene Partnerschaftsgewalt erleiden können. Aber die Wahrscheinlichkeit scheint eben höher zu sein, wenn es schon im Elternhaus Gewalt gibt. Das zeigt einmal mehr, dass Gewaltprävention im Idealfall früh ansetzt und die ganze Familie im Blick haben sollte.

Auf der anderen Seite haben Sie herausgefunden, dass sich nahezu alle Interviewpartner wünschen, dass es in der Gesellschaft ein stärkeres Bewusstsein dafür gibt, dass auch Männer Opfer von Partnerschaftsgewalt werden.

Wir haben mit Onlinefragebogen und Interviews letztlich zwei sehr unterschiedliche Gruppen untersucht.

Unsere Interviewprobanden waren von schwerer, kontinuierlicher Gewalt betroffen. Diese Gruppe stellte in unserer repräsentativen Online-Befragung nur eine Minderheit dar, wo die meisten Gewalttaten eher weniger gravierend waren und häufiger vereinzelt vorkamen. Insofern überrascht nicht, dass in der großen Befragung es eher eine Bagatellisierungstendenz gab, während die Interviewpartner stärker den Wunsch nach Wahrnehmung als Opfer äußerten. Das hat sicherlich auch etwas damit zu tun, dass das klassische Männlichkeitsbild sich nicht gut mit dem Opferbegriff verträgt, zumal der Mann üblicherweise der Frau körperlich überlegen ist, so dass es sozusagen kontraintuitiv ist, den Mann als Opfer zu sehen. So haben uns Interviewteilnehmer berichtet, dass bei Polizeieinsätzen – wenn also tatsächlich Hilfe angefordert wurde – die Notwendigkeit eines Einsatzes infrage gestellt wurde oder am Ende sie selbst und nicht die Partnerin die Wohnung verlassen mussten, etwa weil die Partnerin eine Gegenanzeige stellte. Der Vollständigkeit halber: Es gab aber auch durchaus positive Erfahrungen mit der Polizei, die ja in solchen Einsätzen vor sehr schwierigen Entscheidungen steht.



Foto: privat

Jonas Schemmel hat die Studie „Gewalt gegen Männer in Partnerschaften – Von der Scham zur Hilfe“ am Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen (KFN) verantwortet, wo er Leiter der Forschungseinheit Viktimologie war. Der habilitierte Psychologe ist Sachverständiger in Gerichtsprozessen und hat mittlerweile an der Universität in Kassel die Vertretungsprofessur für Rechtspsychologie inne. Er ist 36 Jahre alt und wohnt in Berlin.

Rein quantitativ betrachtet gibt es deutlich mehr weibliche Gewaltopfer, vor allem auch bei Tötungsdelikten. Im Forschungsbericht steht, dass es keine Konkurrenz geben sollte zwischen der Gewalt gegen unterschiedliche Geschlechter. Warum war es Ihnen wichtig, das zu erwähnen?

Wir wollten nicht, dass die Idee der Studie und die Ergebnisse falsch verstanden werden. Es gab in der Vergangenheit sehr kontroverse Diskussionen über Häufigkeit und Folgen von Gewalt gegen Männer im Vergleich zu Gewalt gegen Frauen und die vermeintlichen Konsequenzen daraus. Wir wollten mit unserer Untersuchung nicht zur Frontenbildung beitragen und haben deshalb deutlich gemacht: Gewalt gegen Männer macht Gewalt gegen Frauen nicht ungeschehen und andersherum. Auch wenn gerade sexuelle und gravierende Gewalt gegen Frauen häufiger vorkommt: Es hilft einem gewaltbetroffenen Mann ja nicht, wenn er hört: Na ja, aber das ist relativ selten, und meistens sind ja die Frauen die Opfer. Und andersherum rechtfertigt die Existenz von Gewalt gegen Männer natürlich nicht die Bagatellisierung von Gewalt gegen Frauen oder gar die Reduktion von Hilfsangeboten für Frauen.

Muss sich der gesamtgesellschaftliche Fokus ändern, damit Männer als Opfer besser akzeptiert werden?

Ich glaube, der Fokus muss sich nicht verschieben, sondern er muss breiter werden. Wir brauchen meiner Meinung nach eine ehrliche Diskussion, eine andere Sensibilisierung. Wenn sich Frauen aus starren Geschlechterrollen befreien, dann müssen Männer das auch. Männer haben häufig ein Problem damit, sich

Opferwerdung einzugestehen, vermutlich weil es mit einem Gefühl der Schwäche und Verletzlichkeit verbunden ist. Aus meiner Sicht geht es aber nicht darum, den Betroffenen zu sagen: Ihr seid Opfer. Sondern: Ihr dürft euch als Opfer sehen, das ist okay, und auch wenn ihr euch nicht als Opfer seht, könnt ihr trotzdem beratungs- oder hilfsbedürftig sein. Wir müssen als Gesellschaft signalisieren, dass Gewalt und Übergriffe in Beziehungen individuell erlebt werden und dass gerade männliche Betroffene sich Hilfe holen können, wenn sie sie brauchen – unabhängig davon, ob sie ihre Erfahrungen selbst Gewalt nennen oder sich als Opfer bezeichnen oder nicht. Wenn sie dann im Beratungskontext gelandet sind, kann man ja bei Bedarf auch an den Begriffen und Selbstzuschreibungen arbeiten.

Gibt es etwas, das Sie sich persönlich erhoffen durch die Studie?

Ich würde mich freuen, wenn die Studie tatsächlich Anregung ist für das eine oder andere Gespräch darüber, was Gewalt ist oder was auch keine Gewalt ist, aber trotzdem problematisiert werden sollte. Dass sich ein Bewusstsein entwickelt, dass wir vielleicht manchmal ein stereotypes Verständnis von Gewalt und Gewaltopfern haben, gerade in Beziehungen. Das wäre mir ein Anliegen. Wenn das passiert, dann hätten wir schon viel gewonnen.

Nina Lenhardt

Langversion des Gesprächs: forum-opferhilfe.de



Ruhe im Karton

Deutschlands erste Männerschutzwohnung

Wenn der Staat es nicht macht, dann müssen sie es eben selbst machen, sagten sich um die Jahrtausendwende herum sechs Oldenburger und eröffneten eine Schutzwohnung für Männer in schwierigen Lebensphasen. Schon eine Woche später zog der erste Bewohner ein.

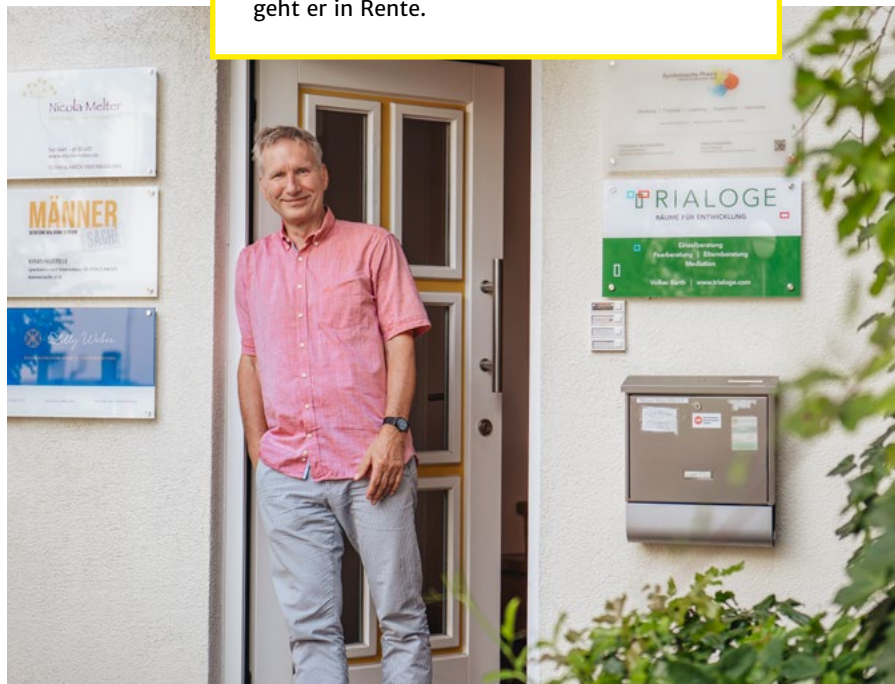
Dass ein wohlsituerter Rentner der erste Bewohner wird, damit hatten Wolfgang Rosenthal und seine Kollegen damals, 2002, nun wirklich nicht gerechnet. Erst eine Woche zuvor hatten die sechs Oldenburger etwas eröffnet, das es so in Deutschland noch nicht gab: eine Wohnung, in der Männer in schwierigen Lebensphasen Unterschlupf finden können.

Der Senior hatte seine Kinder in Hamburg besucht. Als er wieder zu Hause im Nordwesten ankam, stand er vor einer verschlossenen Tür, seine Frau ließ ihn nicht rein. Auch die herbeigerufene Polizei konnte nicht weiterhelfen. Dann gehe er eben in ein Hotel, übergangsweise, sagte sich der Mann – und stellte dort fest, dass seine Frau auch sämtliche Konten geplündert hatte. Rund 200.000 Euro waren weg, und der Mann hatte gar nichts mehr. Ein Polizist erinnerte sich an die neue Schutzwohnung und brachte ihn dorthin. Heute liegen Flyer in den Dienstwagen und Dienststellen aus.

21 Jahre später bittet Wolfgang Rosenthal bei Sonnenschein zur Tür herein. Rosenthal ist Mitte 60, ein sportlicher Mann mit grau meliertem Haar, einem freundlichen Lächeln und unverblühten Worten auf den Lippen. Eigentlich arbeitet er im Jugendamt der Stadt, hier in der Beratung engagiert er sich ehrenamtlich, „so 20 Stunden im Monat“, sagt er.

Das schmale Haus liegt etwas abseits des Pferdemarktes im Herzen von Oldenburg, in zweiter Reihe hinter einer kubanischen Bar. Um die Eingangstür herum sind sechs Schilder angebracht, auf einem steht in gelben Buchstaben: „Männersache“. Eine Beratung von Männern für Männer. Im Zentrum der Stadt, und doch etwas versteckt.

Wolfgang Rosenthal, Jahrgang 1958, lebt seit 1989 in Oldenburg und ist Vater von zwei leiblichen und zwei Stiefkindern. Der Vorsitzende des Vereins „Männer-Wohn-Hilfe e.V.“ kommt ursprünglich aus Bremen, studierte im Rheinland und war lange in der Sozialarbeit im Gallusviertel in Frankfurt aktiv, bevor er ins Oldenburger Jugendamt wechselte. Dieses Jahr geht er in Rente.



Hier finden Männer Hilfe: Wolfgang Rosenthal von der Beratung „Männersache“ · Foto: Christian J. Ahlers

Der hölzerne Dielenboden knarzt bei jedem Schritt, maritime Muster ziehen sich die Wand entlang bis zu den Toilettentüren, an denen jeweils eine kleine Plakette klebt: „Passenger“ steht auf der einen, „Landgang“ auf der anderen. Daneben hängt ein schwarzweißes Foto. Ein älterer Herr sitzt auf dem Schoß eines anderen, die Arme um dessen Hals geschlungen. Über dem Porträt steht die Frage „Warum Kinder Zärtlichkeit brauchen?“; die Antwort daneben: „Damit sie keine Drogen nehmen“. Die Männer lächeln in die Kamera.

Es war um die Jahrtausendwende herum, als Wolfgang Rosenthal zufällig einen Fernsehbeitrag über die Umsetzung des Gewaltschutzgesetzes in Österreich sah. Als die Reporterin eine Staatsministerin fragte, welche Hilfsangebote es denn für betroffene Männer gebe, stutzte die Politikerin kurz und antwortete, das sei ja kein Problem. „Na ja“, sagte sich Rosenthal, „wenn ich von heute auf morgen mein Zuhause verlassen müsste, dann hätte ich schon ein Problem.“ In Deutschland sei die Situation nicht anders gewesen, im Gegenteil.

„Damit Betroffene nicht hinterher sagen können, sie hätten ja keine Wahl gehabt.“

Wolfgang Rosenthal

Heute bezeichnet Rosenthal das Interview als „Initialzündung“. Wenn der Staat es nicht mache, dann müsse man es eben selbst machen. Gemeinsam mit fünf Mitstreitern – „eine gute Mischung aus unterschiedlichen Charakteren und Stärken“ – gründete er im Jahr 2000 den Verein „Männer-Wohn-Hilfe e. V.“, aus dem später die Beratungsstelle „Männersache“ hervorging. 2002 eröffneten sie die erste Männerschutzwohnung Deutschlands.

Hier soll der Gewaltkreislauf unterbrochen werden, bevor ein Partnerschaftsstreit eskaliert. Oder, wie Rosenthal es formuliert: damit „erst mal Ruhe im Karton ist“. Es sei nicht nur ein Ort für abgewiesene Männer geworden, betont Rosenthal, der auch Vorsitzender des Vereins ist, sondern eher ein Ort für Männer, die sich trennen wollen, ein präventiver Ansatz. „Damit Betroffene nicht hinterher sagen können, sie hätten ja keine Wahl gehabt“, sagt Rosenthal. Selbstrechtfertigenden Sprüchen wie „Ich musste ja zu Hause bleiben, und die Alte hat mich so genervt, da musste ich draufhauen“ solle so das Wasser abgegraben werden.

Die Wohnung liegt ein paar Hundert Meter Luftlinie nördlich von der Beratungsstelle entfernt. Zweieinhalb Zimmer, quadratischer Grundriss, großer Wohnbereich, dazu Schlafzimmer, Küche, Flur, Badezimmer. Männer, die hier einziehen, haben bis zu drei Monate Zeit, ihr Leben ohne Druck neu zu ordnen. Bezahlen müssen sie das selbst, 90 Euro pro Woche, 360 Euro im Monat. „Dafür bekommt man in Oldenburg nirgendwo eine auch nur annähernd so große Wohnung“, ist Rosenthal

überzeugt. Das funktioniert, weil eine Wohnbaugesellschaft auf die Miete verzichtet, nur die Nebenkosten muss der Verein als Träger finanzieren, querfinanziert durch die Männer. „Die Wohnung ist schon gut ausgestattet“, sagt Rosenthal, letztes Jahr sei erst eine neue Einbauküche installiert worden. Die alte habe immerhin fast 15 Jahre gehalten.

„Wir sind quasi durchgehend ausgebucht“, sagt Rosenthal. Dabei habe es vor der Eröffnung noch Diskussionen gegeben. Es gebe doch schon eine Obdachlosen-Hilfe, was brauche man noch mehr, fragten damals Skeptiker. Manche behaupteten, Männer würden eh nicht zu Beratungen gehen. Sie lagen falsch.

Schon eine Woche nach der Eröffnung zog der erste Gast ein. Seitdem ist die Wohnung quasi ausgebucht. Vor allem im Februar und März würden sich viele Hilfesuchende melden. Rosenthal vermutet, dass es über die Weihnachtstage öfter „Stress“ gebe, die Paare es dann noch mal probierten und feststellen würden, dass es doch nicht funktioniert.

Rosenthal hat zwei größere Gruppen von Klienten identifiziert:

Der „Standardbesucher“, der bis zu 40 Prozent der Gäste ausmacht, ist Akademiker, um die 42 Jahre alt und hat zwei Kinder. Das Problem sei hier oft, den verschiedenen Ansprüchen gerecht zu werden: „Kindern, Arbeitgeber, Freunden, der eigenen Karriere – und der Selbstverwirklichung“.

Den zweiten Typ beschreibt er so: zwischen 25 und 35 Jahre alt, keine Ausbildung, arbeitslos, zwei, drei Kinder, keine stabilen Beziehungen, stattdessen häufig wechselnde Partnerinnen. Oder, wie Rosenthal es ausdrückt: „Frauenhopper“, die alles nicht so richtig gut „auf die Kette“ kriegen.

Die meisten Männer nehmen das Angebot oft positiv verwundert auf: „Wie, das gibt es nur für mich?“ Rosenthal kennt die Vorurteile, Männer könnten nicht reden, aber da wisse er ziemlich genau, „was das Huhn und was das Ei“ sei: „Wenn Männer nie erleben, dass das, was sie persönlich erzählen, auf Resonanz trifft, dann hören sie auch auf zu reden.“ Hier setzen die Männerberater an.

Sie machen einen Deal mit den Männern, und der geht so: Ihr kriegt die Wohnung, ihr unterschreibt den Nutzungsvertrag, und da stehen die Rechte und Pflichten (pfleglicher Umgang mit dem Inventar, fairer Umgang miteinander, Arbeit an sich selbst) ganz klar drin. „Wir

versuchen die Leute in die Lage zu versetzen, wieder über ihr eigenes Leben zu bestimmen, Einfluss darauf zu nehmen“, sagt Rosenthal. Das Zauberwort: **Selbstwirksamkeit**. Es gebe zwar auch Psychotherapeuten im Team, der Oldenburger Ansatz sei aber nicht therapeutisch, sondern „die klassische Beratung“, um den Männern einen Zugang zum gesamten Hilfesystem bieten zu können.

Nur wenige haben Gewalt in der Beziehung erlebt. Rosenthal und seine Kollegen haben die Erfahrung gemacht, dass diejenigen allerdings „eher ein Problem damit haben, sich als Opfer zu sehen“. Sie grenzten das aus, überspielten ihre Notsituation. Das sei ein guter Schutzmechanismus, sagt Rosenthal, der überzeugt ist, dass „die allermeisten Männer in ihrem Leben irgendeine Form von körperlicher Gewalt erlebt haben“. Das zeige auch die Polizeiliche Kriminalitätsstatistik: Wenn

es um Kriminalität geht, gehe es meistens um Männer als Opfer und Täter. Ausnahme: häusliche Gewalt. Die Kombination „Männer und Gewalt“ werde eben als normal wahrgenommen.

Die explodierten Mietpreise und der große Andrang auf dem Wohnungsmarkt in der Huntestadt erschweren vielen Männern den Neuanfang. „Viele Menschen hier in Oldenburg suchen unter normalen Bedingungen ja schon ein halbes bis dreiviertel Jahr“, sagt Rosenthal. Dank ihrer guten Vernetzung hätten die Ehrenamtlichen aber bisher alle Klienten unterbekommen, auch wenn es manchmal schwierig sei. Kinder werden allerdings nur sehr selten in der Wohnung aufgenommen. Einen Grund dafür sieht der Männerberater in der klassischen Rollenverteilung: Die Kinder leben bei der Mutter und besuchen ihren Vater eher über das Wochenende.

Die vergangenen 20 Jahre seien „so was von interessant“ gewesen, resümiert Wolfgang Rosenthal, das gesamte Team habe „ganz neue Blickwinkel auf Männlichkeit bekommen“ in dieser Zeit. Vor allem mit einem Aspekt hatten die Berater nicht gerechnet: Zwangsverheiratungen.

Dabei würden viele Menschen vor allem an die Frauen denken, so sei es ihm früher auch ergangen, sagt der Männerberater. Doch immer wieder würden sich junge Männer zwischen 18 und 23 Jahren bei der „Männersache“ melden, die der arrangierten Ehe entfliehen wollen. Da die meisten allerdings noch nie allein gelebt haben, können sie nicht in der Wohnung untergebracht werden.

„Wir hatten einen Mann hier, der sich eine Zeit lang bei uns versteckt hat, weil er keinen sogenannten Ehrenmord begehen wollte“, sagt Rosenthal. „Der entsprach zwar nicht unbedingt so der Kernklientel, für die wir da sind, aber – so what?“, sagt Rosenthal. Als kleiner Verein hätten die Oldenburger einen eigenen Entscheidungsspielraum. „Und Aussteiger aus dem patriarchalen System sind uns immer willkommen.“

Im Flur der Beratungsstelle hängt noch ein weiteres Schwarzweißfoto, ein Plakat zur Ausstellung „La vie – en passant“ (deutsch: „Leben – im Vorbeigehen“) des französischen Fotografen Willy Ronis, die 2005 in Oldenburg zu sehen war. Die Aufnahme aus dem Jahr 1957 zeigt eine Frau, die über die Dächer von Paris schaut, in der Ferne ist der Eiffelturm zu sehen. Neben ihr steht ein Mann, der ihr liebevoll etwas ins Ohr flüstert.

Christian J. Ahlers

Der Verein

Sechs Männer aus dem niedersächsischen Oldenburg, alle über 40 Jahre alt, gründeten im Jahr 2000 den Verein Männer-Wohn-Hilfe e.V. Zuvor hatten sie sich im städtischen Arbeitskreis „Männer für Jungen“ engagiert und zwischen zehn und 20 Jahren Erfahrung in der geschlechtsspezifischen Arbeit mit Jungen gesammelt. Heute hat der Verein 15 Mitglieder.



Foto: Christian J. Ahlers

„Es ist unser Job, immer wieder die Hand zu heben“



Foto: Karsten Krogmann

Wer sich für den Schutz von Männern vor Partnerschaftsgewalt einsetzt, wird häufig „als Exot oder sogar als Störenfried“ wahrgenommen, sagt Frank Scheinert. Ein Gespräch mit dem unermüdlichen Leiter der Bundesfach- und Koordinierungsstelle Männergewaltschutz (BFKM) in Dresden.

Es ist kalt in Dresden, unter null, auf dem Gehsteig kleben noch die festgetretenen Schneereste der vergangenen Woche. In einer mintgrünen Altbauwohnung schlüpft Frank Scheinert in Schal und Jacke und sagt: „Wir gehen lieber irgendwohin, wo es ruhiger ist.“

Die Altbauwohnung ist der Sitz der Bundesfach- und Koordinierungsstelle Männerschutzgewalt, kurz BFKM, sie ist vollgestellt mit Arbeitsplätzen: wenig Platz, Telefongeklingel, diskutierende Menschen. Scheinert nimmt Kurs auf den Neustädter Bahnhof, gleich gegenüber haben die Kollegen von der Landesarbeitsgemeinschaft Jungen- und Männerarbeit einen netten Besprechungsraum. Es gibt eine Kaffeemaschine und bequeme Sessel, auf dem Tisch liegen Bierdeckel mit Aufdruck: „Männer leiden leise“, „Gib dich nicht geschlagen“, „Hilfe hilft leben“.

Scheinert, gebürtiger Leipziger, 63 Jahre alt, leitet seit fünf Jahren die BFKM. Er weiß: Wer über Gewalt gegen Männer sprechen will, braucht Ruhe, Geduld – und die Bereitschaft, immer auch über Gewalt gegen Frauen zu sprechen.

421

Männer baten 2022 bundesweit um Unterbringung in einer Schutzwohnung, nur 99 fanden einen Platz. Die Nachfrage war laut der Bundesfach- und Koordinierungsstelle in Dresden im Vergleich zu 2021 noch einmal um zwei Drittel gestiegen.

Herr Scheinert, wenn es in der Öffentlichkeit um das Thema häusliche Gewalt geht, treten Männer normalerweise als Täter auf. Warum brauchen auch Männer eine Gewaltschutzstelle?

Frauen sind natürlich erheblich häufiger von häuslicher Gewalt betroffen als Männer, und auch der Grad der physischen Verletzungen ist bei Frauen deutlich höher. Meistens heißt es, das Verhältnis von betroffenen Frauen

und Männern bei Partnerschaftsgewalt liegt bei 80 zu 20, manche Studien gehen auch von 70 zu 30 aus. Männer sind dabei häufiger von psychischer Gewalt betroffen als von physischer. Aber es gibt natürlich auch das Gegenbild mit Fällen schwer verletzter oder getöteter Männer. Unser Anliegen ist es, Männer, genauso wie Frauen oder auch queere Menschen, zu ermutigen, sich Hilfe zu holen, wenn sie in einem Gewaltkreislauf sind.

Fällt es betroffenen Männern schwerer als betroffenen Frauen, sich Hilfe zu holen?

Ich will das nicht gegeneinander aufrechnen. Natürlich fällt es Männern schwer, sie gelten ja als das „starke Geschlecht“. Aber von den Frauennetzwerken wissen wir, dass es auch Frauen schwerfällt, sich Hilfe zu holen.

Sie sagen, Männer gelten als das „starke Geschlecht“. Laut einer aktuellen Studie des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (KFN) zur Partnerschaftsgewalt gegen Männer haben sich betroffene Männer nach Gewalterfahrungen häufig keine Hilfe geholt, weil sie die Situation zunächst „nicht als schlimm“ erachtet und sich nicht als „Opfer“ gefühlt hätten.

Ja, das hören wir immer wieder. „Das bisschen Schubsen, Kratzen, Beißen“ – ist das überhaupt Gewalt? Aus solchen Zweifeln resultiert natürlich auch ein geringes Anzeigeverhalten. Aber noch einmal: Auch Frauen können sich oft nicht entscheiden, Anzeige zu erstatten.

Wir sind zwei Männer, die über das Thema Gewalt gegen Männer sprechen wollen – aber bislang ging es bei jeder Frage und Antwort auch um das Thema Gewalt gegen Frauen. Ist es überhaupt möglich, über Gewalt gegen Männer sprechen, ohne gleichzeitig die sehr viel häufiger vorkommende Gewalt gegen Frauen zu verharmlosen?

Ich finde es wichtig, das Hilfesystem insgesamt und auch gemeinsam zu betrachten. Die Rahmenbedingungen müssen sich für alle verbessern: für Frauen- und Kinderschutzhäuser, für Interventionsstellen, für täterorientierte Beratungsstellen und für Männer, für Schulprojekte – und eben auch für Opferberatungsstellen für gewaltbetroffene Männer. Da ist überall noch Luft nach oben. Wir merken aber auch, dass wir in Netzwerktreffen, bei Podiumsdiskussionen oder bei fachpolitischen Veranstaltungen gefordert sind, die Hand zu heben und darauf hinzuweisen, dass auch Männer von Gewalt betroffen sind. Das führt dann zu ganz unterschiedlichen Reaktionen, aber schon auch zu dem Satz: „Aber Frauen sind noch viel mehr betroffen!“ Deswegen bemühe ich mich immer, die höhere Gewaltbetroffenheit von Frauen an den Anfang meiner Ausführungen zu stellen.

Bei Netzwerktreffen, Podiumsdiskussionen und Parteipolitik geht es meistens auch um Geld. Fehlt das Geld, das für den Schutz von Männern ausgegeben wird, am Ende für den Schutz von Frauen?

Natürlich geht es auch um Geld. Deswegen betonen wir immer: Wenn wir uns als BFKM für Männerschutzwohnungen bundesweit einsetzen, geht es nicht darum, dies zulasten bestehender Projekte zu etablieren. Es braucht immer ein zusätzliches Budget. Es ist natürlich trotzdem eine schwierige Situation, wenn wir sagen, wir wollen den Frauen nichts wegnehmen – und wenn Politik und Verwaltung dann sagen, mehr Geld haben wir aber nicht.

Was antworten Sie, wenn der Satz fällt: Mehr Geld haben wir aber nicht?

Wir hatten gerade wieder so eine Rückmeldung aus einem Ministerium auf Landesebene, in der es hieß: „Aber dafür haben wir jetzt nicht auch noch Geld!“ Es ist dann unser Job, die Hand zu heben und auf die Zahlen zu verweisen, die in der Polizeilichen Kriminalstatistik stehen und in den Studien zur Partnerschaftsgewalt und die ganz klar sagen: Gewaltbetroffene Männer brauchen wie alle von Gewalt betroffene Menschen ein Unterstützungsangebot. Das ist aber nicht so einfach. In 15 von 16 deutschen Bundesländern bieten Gleichstellungs- und Gewaltschutzförderlinien keine Möglichkeit, Anträge für Männerarbeitsprojekte zu stellen. Die Ausnahme bildet Sachsen. Es ist kein Zufall, dass wir hier sitzen. Es erfordert schon ein größeres Engagement, wenn jemand sagt, ich habe den Bedarf erkannt und möchte einen Förderantrag stellen. Wir als Bundesfach- und Koordinierungsstelle Männergewaltschutz kümmern uns dann darum, dass die Politik möglichst auch Mittel zur Verfügung stellt.

Wie kommt ein Mann dazu, für gewaltbetroffene Männer die Hand zu heben?

Meistens kommt an dieser Stelle die Frage: Sind Sie selbst von Gewalt betroffen? Nein, ich bin nicht von Gewalt betroffen. Aber meine Frau war in einer früheren Beziehung von Gewalt betroffen, das ist auch ein Grund, warum ich mich dafür einsetze.

Ein anderer Grund lautet: Scheinert, ein studierter Sozialpädagoge, organisierte zehn Jahre Väter-Kinder-Wochenenden, machte anschließend Jungen- und Männerarbeit in Leipzig, kam so mit Gewaltfällen in Berührung. Als er von der ersten Männerschutzwohnung Deutschlands im niedersächsischen Oldenburg hörte, sagte er: Mensch, so was sollten wir unbedingt auch einrichten! Die ersten Diskussionen waren „ermutigend“, die Landesfachstelle Männerarbeit entstand. Aus der Landesfachstelle heraus wurde schließlich das Konzept der Bundesfach- und Koordinierungsstelle Männergewaltschutz entwickelt, gefördert vom Bundesfamilienministerium.

Sie sagten, Sie müssen immer wieder die Hand heben, um daran zu erinnern, dass auch Männer von Gewalt betroffen sind. Wie präsent ist das Thema in der Öffentlichkeit?

Als wir 2019 gestartet sind, habe ich gedacht, es wird ein kurzes Medienecho geben – und dann flacht das wieder ab. Das können wir aber nicht feststellen. Es gibt ein anhaltendes Medieninteresse sowohl von über-regionalen Leitmedien als auch von regionalen Medien, aber auch in Social Media. Ich glaube, dass es inzwischen anerkannt ist, dass Männer von Gewalt betroffen sein können, weil es eben viele Beispiele gibt. Auf fachlicher Ebene, bei den Netzwerktreffen, ist es allerdings häufig

weiterhin so, dass da maximal ein oder zwei Männer sind, die die Hand heben. Die werden dann manchmal schon als Exoten wahrgenommen oder sogar als Störenfriede. Ich verstehe das auch, weil Frauen jahrzehntelang um die Anerkennung der weiblichen Gewaltbetroffenheit kämpfen mussten. Es war ein engagierter und harter Kampf, dass es jetzt ca. 350 Frauenhäuser in Deutschland gibt. Und es sind ja immer noch nicht genug, der Bedarf ist bei Weitem nicht gedeckt. Aber das darf meiner Meinung nach nicht dazu führen, dass die Gewaltbetroffenheit von Männern ausgeblendet wird.

„Meistens kommt an dieser Stelle die Frage: Sind Sie selbst von Gewalt betroffen? Nein, ich bin nicht betroffen.“

Frank Scheinert



Foto: Karsten Krogmann

Wie erreichen Sie die betroffenen Männer? In der aktuellen KFN-Studie haben mehrere Betroffene gesagt, sie hätten sich mehr Öffentlichkeit gewünscht für das Problem ...

... ja, und deswegen versuchen wir in unserer Öffentlichkeitsarbeit manchmal ungewöhnliche Wege zu gehen.

Scheinert nimmt die Bierdeckel in die Hand, die auf dem Tisch im Besprechungsraum liegen. „Männer leiden leise“, „Gib dich nicht geschlagen“, „Hilfe hilft leben“, daneben Männergesichter.

Wir haben zum Beispiel diese Idee aus Bayern geklaut: Da hatte die CSU mal im Wahlkampf Bierdeckel platziert, auf deren Rückseite man Mitglied der CSU werden konnte. Es ist ja immer die Frage: Wo halten sich Männer auf, wie kommen wir an die ran? Wir haben diese Bierdeckel mit unseren Slogans in gastronomischen und kulturellen Einrichtungen verteilt.

Wann holen sich Männer Hilfe?

Häufig ist bis dahin schon viel passiert: Unterhaltsstreit, Schulden, Streitigkeiten um Wohnraum, posttraumatische Belastungsstörung und Therapiebedarf. Arbeitsplatzverlust, weil sie einfach mit der Situation nicht zurechtkommen. Es gibt so einen Klassiker, den wir häufiger hören: Da sitzt der Mann irgendwo im Auto, er schläft vielleicht inzwischen im Auto. Das ist so ein Auslöser: Jetzt muss ich irgendwas machen, ich gehe sonst kaputt. Aber der Schritt, sich Hilfe zu holen, ist groß. Und der Schritt, vielleicht in eine Männerschutzeinrichtung zu ziehen, ist eine weitere große Hürde.

Laut Ihren Berechnungen ist die Zahl der Männer, die einen Platz in einer Schutzwohnung suchten, 2022 noch einmal um zwei Drittel gestiegen: von 251 auf 421. Nicht einmal ein Viertel fand Platz in einer der zwölf Schutzeinrichtungen in Deutschland...

... 15 Schutzeinrichtungen sind es inzwischen, mit insgesamt 46 Plätzen.

Das sind immer noch sehr wenig. Wie viele Schutzeinrichtungen brauchen wir in Deutschland?

Die Nachfragen zeigen, dass es eine gesteigerte Sensibilität gibt für das Thema. Wir sind in Deutschland nicht so weit, dass wir eine klare Bedarfsanalyse hätten. Aber es gibt eine politische Kennzahl: Wir sagen, als nächsten Schritt sollte es je nach Größe des Bundeslandes drei bis fünf Männerschutzwohnungen geben. Aktuell gibt es Bundesländer, die keine einzige Schutzeinrichtung haben. Auf der Karte sieht man so eine Art Ellipse, die sich quer von Baden-Württemberg bis nach Mecklenburg-Vorpommern zieht. Da muss dringend was passieren.

15

Schutzeinrichtungen für Männer gibt es in Deutschland mit insgesamt 46 Plätzen. Zwölf davon sind Wohnungen speziell für Männer, drei weitere Einrichtungen bieten gewaltbetroffenen Menschen geschlechtsneutral Unterkunft.

Ob bei den Männern, die sich keine Hilfe holen, oder bei der Politik, die keine Schutzprojekte vorantreibt: Welche Rolle spielt dabei das Bild vom „starken“ Mann? In den sozialen Netzwerken haben Influencer wie Andrew Tate großen Erfolg, die ein eigentlich überholt scheinendes Männerbild bewerben: Es geht um Muskeln, schnelle Autos, Geld und Macht, um Frauen als Sexobjekt.

Als Männer sind wir alle vielfältig, es gibt nicht „den Mann“. Es gibt ja immer wieder diese Veranstaltungen, die überschrieben sind mit „Wann ist ein Mann ein Mann?“ Ich kann das nicht mehr hören. Aber ich würde Ihnen zustimmen, dass es in Teilen der Gesellschaft eine Art Rollback gibt zu einem Geschlechterbild, das nicht unbedingt mit der aktuellen Geschlechterdebatte in Deutschland kompatibel scheint. Auch in den Institutionen vom Kindergartenalter bis in die Pubertät und dann ins Erwachsensein werden Jungs nach wie vor oft ermutigt, Stärke zu zeigen. Ich hätte mir auch nicht

vorgestellt, dass wir in Deutschland einmal wieder so viel über Krieg reden werden wie aktuell. Da geht es natürlich auch um Stärke und Mannsein. Ich glaube, dass viele Männer hin- und hergerissen sind in ihren Rollenkonflikten. Da braucht es viel Beratung.

Brauchen Männer andere Beratung als Frauen?

Ich glaube, wir können noch nicht klar benennen, was der Unterschied zwischen Männer- und Frauenberatung ist. Man sagt ja häufig, Männer haben noch eine höhere Schamgrenze. Es braucht Zeit, die Bereitschaft zur Beratung zu wecken und sie zu ermutigen, aus dem Gewaltkreislauf auszubrechen. Weil sie eben immer wieder mit diesem gesellschaftlichen Rollenbild konfrontiert sind: Du bist doch stark, du kannst gar nicht von Gewalt betroffen sein! Es wird eine Aufgabe sein, gemeinsam mit den Frauenverbänden zu diskutieren: Was brauchen Frauen, was brauchen Männer? Wenn Männer Hilfe suchen, steht das häufig mit anderen Fragestellungen in Verbindung: Kann ich das Sorgerecht für mein Kind behalten oder wiederbekommen? Wie ist das mit Unterhaltszahlung? Kann ich mich wehren, wenn das Kind überwiegend bei mir wohnt und ich immer noch Unterhalt zahlen muss? Wenn ich in die Schuldenfalle tappe? Es gibt Männer, die das Thema lange mit sich rum-schleppen, manchmal drei Jahre oder fünf Jahre. Ich kenne einen Fall, der hat zehn Jahre gebraucht, bis er sich Hilfe geholt hat. So jemand ist dann so aus der Bahn geworfen, dass er nicht mehr in der Lage ist zu arbeiten und dringenden Therapiebedarf hat.

Haben Sie manchmal das Gefühl, dass Sie beim Thema Gewalt gegen Männer gegen Windmühlen kämpfen?

Manchmal, wenn ich von so einem Netzwerktreffen nach Hause fahre, wo ich mich zu Wort gemeldet und dann in mir leicht aggressiv erscheinende Gesichter geschaut habe, frage ich mich schon: Wie erfolgreich sind wir eigentlich? Aber wir fangen uns da im Team immer ganz gut auf. Insbesondere ein Kollege bei uns im Team sagt immer zu mir: Du musst einfach mehr Geduld haben. Das ist ein dickes Brett, das wir da bohren.

Nach zwei Stunden Gespräch brauchen wir noch ein schnelles Foto. Erster Versuch im Besprechungszimmer bei Gegenlicht: Frank Scheinert bleibt im Dunklen. Zweiter Versuch draußen bei Kälte und Sonnenschein: Alles passt, Scheinert strahlt und leuchtet. Im Hintergrund ist der Bahnhof zu sehen, da geht es weiter.

Karsten Krogmann



Wer sich mit dem Thema Gewalt gegen Männer beschäftigt, landet schnell bei der Bundesfach- und Koordinierungsstelle Männergewaltschutz (BFKM) mit Sitz in Dresden. Seit 2019 tut die BFKM das, was ihr sperriger Name verspricht: Sie berät Politik und Institutionen fachlich beim Aufbau von Männerschutzprojekten, sie koordiniert den bundesweiten Ausbau von Männerschutzeinrichtungen, sie entwickelt Qualitätsstandards für solche Projekte, sie betreibt Öffentlichkeitsarbeit, um für Gewaltbetroffenheit von Männern zu sensibilisieren.

Von Beziehungsgewalt betroffene Männer

Warum viele Bundesländer keine Zufluchtsorte anbieten

Es fehlt an Schutzwohnungen für Männer – und viele Bundesländer wollen das auch nicht ändern. Der WEISSE RING hat bei den 16 Landesregierungen nachgefragt.

Wer vor Gewalt in seinem Heim flieht, braucht oft schnell und unkompliziert einen sicheren Zufluchtsort. Für Männer ist das in Deutschland ein immenses Problem: Bundesweit gibt es insgesamt zwölf Wohnungen, in denen ausdrücklich nur Männer Schutz finden. Dazu gibt es noch drei geschlechtsunabhängige Schutzwohnungen mit insgesamt fünf Plätzen. Vom Saarland tief im Westen über die Achse Rheinland-Pfalz, Hessen und Sachsen-Anhalt bis nach Berlin und Brandenburg im Osten finden Betroffene keinen Zufluchtsort. Ähnlich düster ist die Situation hoch im Norden: Während auf der Insel Rügen in Mecklenburg-Vorpommern immerhin eine geschlechtsneutrale Unterkunft angeboten wird, müssen sich Männer in Hamburg, Bremen und Schleswig-Holstein selbst einen sicheren Ort suchen.

Eine Umfrage der Redaktion des WEISSEN RINGS unter den 16 Landesregierungen zeigt, dass die Länder die Lücken absehbar nicht schließen wollen. Lediglich in Thüringen sieht ein Gesetzentwurf die Errichtung einer Schutzwohnung für Männer vor. Ein Termin, wann darüber im Erfurter Landtag diskutiert werden soll, steht allerdings noch nicht fest.

Die Länder, in denen es bisher keinerlei Schutzeinrichtung gibt, planen auch nicht, dies zu ändern. Vor allem ein Argument findet sich immer wieder in den Antwortschreiben: Es gebe „keine wissenschaftlich fundierten Erkenntnisse“ (Hessen) oder es wird schlicht „kein Bedarf gesehen“ (Saarland). Brandenburg hingegen sei

der „grundsätzliche Bedarf an Maßnahmen für Männergewaltschutz“ zwar bewusst, schreibt das Sozialministerium, eine „strukturelle und geschlechtsspezifische Gewaltbetroffenheit von Männern“ lasse sich daraus aber nicht ableiten. Von anderen Bundesländern wisse man, „dass vor allem Beratungsangebote wichtig sind“.

Ähnlich sieht es in Bremen aus: Über die Fachberatungsstelle sei „nicht gemeldet worden, dass Männer dringend untergebracht werden müssen“. Im Jahr 2022 seien laut Polizeistatistik elf Frauen der Wohnung verwiesen worden, weil sie Gewalt gegen ihren Partner oder ihre Partnerin ausgeübt hatten. In diesen Fällen hätten die betroffenen Männer „in der eigenen Wohnung verbleiben“ können und keine Schutzwohnung benötigt.

Andere Länder erklären, dass zunächst der Bedarf an Schutzeinrichtungen geprüft werden müsse oder aktuell geprüft werde. Während in Mecklenburg-Vorpommern „aktuell eine Evaluation des allgemeinen und spezialisierten Hilfesystems“ erfolgt, soll in Rheinland-Pfalz ein Pilotprojekt in Mainz „dabei helfen, den tatsächlichen Bedarf an Angeboten für gewaltbetroffene Männer besser einschätzen zu können“. Auch die Bundeshauptstadt Berlin untersucht nach eigenen Angaben, ob Schutzplätze „perspektivisch“ ermöglicht werden könnten.

Das größte Flächenland Bayern, das gerade einmal zwei Schutzwohnungen anbietet, prüft „mit Hilfe der Evaluation und der Projektpartner“ einen Ausbau. Nordrhein-



**Aus dem Verein,
für den Verein**

Ehrensache

**Der WEISSE RING –
das sind die Menschen,
die sich für ihn einsetzen.
In dieser Ausgabe der
„Ehrensache“ lernen
Sie ehrenamtliche
Mitarbeiterinnen und
Mitarbeiter aus Meck-
lenburg-Vorpommern,
Sachsen-Anhalt, Bayern
und Baden-Württem-
berg kennen.**

Inhalt

**Rostock und Landkreis
Rostock**

S. 2

Burgenlandkreis

S. 5

Weilburg-Schongau

S. 8

Freiburg

S. 10

Botschafter

S. 12

Aus den Ländern

S. 14

**Aus der Bundes-
geschäftsstelle**

S. 16

Der Reisende

Wenn Matthias Höhne aus seiner Wohnung auf die hölzerne Terrasse tritt, kann er über die Dächer der umstehenden Einfamilienhäuser sehen. Dahinter ragen schwarze Äste der Winterbäume in die Höhe, und wenn Höhne nach rechts blickt, leuchtet nur wenige Kilometer weiter blau die Ostsee. Er liebt das Wasser, die Nähe zum Meer, seit er als Kind jeden Tag zum Leistungsschwimmen ins Becken sprang. Auf der Terrasse hat Höhne seinen Grill in einen Wintermantel gehüllt, vor der Haustür parkt er sein Wohnmobil. Sein Motorboot hat er verkauft. Er hat sich ein E-Bike gekauft. Gerade rutscht der 66-jährige Diplom-Chemiker von seiner Altersteilzeit in die Rente hinüber, aber das Stillsitzen fällt ihm schwer.

Seit knapp zwei Jahren leitet Matthias Höhne eine der größten Außenstellen beim WEISSEN RING, er pendelt dafür zwischen drei Standorten: der Stadt Rostock sowie Bad Doberan und Güstrow im Landkreis Rostock. Es ist der viertgrößte Landkreis in Deutschland, er erstreckt sich über 3.400 Quadratkilometer. Das ist so groß wie knapp 480.000 Fußballfelder nebeneinander.

Die Felder dieses Landkreises liegen für den WEISSEN RING fast brach, als Höhne die Tür zum Verein öffnet und seine ersten Schritte dort macht. Keine zehn Ehrenamtliche arbeiten hier, fast alle sind älter als 70 Jahre. Als Höhnes Außenstellenleiter krank wird, ruft das Landesbüro Mecklenburg-Vorpommern ihn an, fragt, ob er die Stelle übernehmen wolle. „Dann habe ich mich breitschlagen lassen und hatte Bad Doberan am Haken. Aber das war nicht schlümm.“

Höhne lebt seit vielen Jahren an der Ostsee, aber seine Heimat Berlin trägt er weiter im Herzen und auf der Zunge. Wenn er schlimm sagt, spricht er das i mehr wie ein ü aus. Er sagt „irjendwann“ mit j statt g. Seine Stimme klingt rau, aber fest, wie die Rinde eines Baumes.

„Irgendwann klingelte wieder das Telefon.“ Die Stadt Rostock hat damals ebenfalls keine Leitung. Eine Mitarbeiterin kümmert sich damals um alles. „Naja, habe ich gedacht, ist auch egal. Mache ich mit.“ Bald folgt der dritte Anruf. Die Stadt Güstrow brauche auch eine neue Leitung. „Seitdem habe ich dieses Riesending an der Backe.“ Erst klingt er so, als hätte er sich nicht dagegen wehren können. Gleichzeitig sagt er: „Ich wollte das auch ein bisschen, hatte wieder die Gelegenheit, hin- und herzufahren. Das war ich gewöhnt. Eigentlich müsste ich mich Berufskraftfahrer nennen, so viel wie ich die letzten Jahre hin- und hergefahren bin.“

So führt Matthias Höhne heute, zwei Jahre später, 20 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Gleichzeitig rufen immer wieder neue Menschen bei ihm an, immer wieder vertröstet er sie. Er habe eine Warteliste für neue Ehrenamtliche, sagt er. Aber auch die sei voll. Für den WEISSEN RING ist das etwas Besonderes.

Wie macht er das?

Matthias Höhne ist ein Verkäufer, früher verkaufte er Medikamente als Pharmaberater. Heute teilt er Hilfe aus.

Dass er sein Leben in diesen Bahnen ziehen würde, war nicht absehbar. Als Höhne geboren wurde, hatte die DDR-Führung nur fünf Jahre zuvor eine Mauer um das Land gebaut und sich abgeschottet. Höhne wuchs in Ost-Berlin auf, studierte in Leipzig Chemie. Nach seinem Abschluss begann er als wissenschaftlicher Mitarbeiter an einer Forschungseinrichtung in der DDR, wechselte bald an eine Poliklinik. Dann schien sich sein kleiner Traum zu erfüllen, doch Medizin studieren zu können. Er erhielt die Zulassung für ein postgraduales Studium für Arbeitsmedizin, gleichzeitig begannen viele Menschen in seinem Land für Veränderungen und für Demokratie zu protestieren, mit Erfolg. Die Mauer fiel.

„Dann kam die Wende. Dong. Dann wurde ich rausgeschmissen, stand auf der Straße. Von einem Tag auf den anderen.“ Wie so viele Menschen damals in Ostdeutschland. Aber Höhne war ein Wendegewinner: In einer Zeitung stieß er auf eine Anzeige: Pharmaunternehmen sucht Mitarbeiter. „Es begann der Run auf den Osten. Damit konnte man Geld verdienen. Ich habe mich beworben, das habe ich noch nie gemacht. Im Osten musste man das nicht. Also habe ich was zusammengeschustert. Und kriegte tatsächlich eine Einladung, zusammen mit 800 anderen Bewerbern, für 20 Stellen.“

Drei Monate im Jahr weg zu sein, das ist das Ziel von Matthias Höhne.



Foto: Stefanie Auer

Höhne erzählt fluffig; seine Sätze bearbeitet er wie einen guten Kuchenteig, er rührt immer weiter, kann ohne Punkt und Komma sprechen. Dort, wo andere eine Pause setzen, Luft zum Atmen und Denken holen, sagt Höhne lieber „naja“. Und erzählt weiter.

„Ich wurde zur Endrunde eingeladen. Da saßen Leute aus dem Unternehmen, Psychologen, Rechtsanwälte, weiß nicht, was die alle wollten. Wir kannten das ja nicht, ne. Drei Tage lief das. Wir wurden durch die Mangel genommen, mussten Fangfragen beantworten, wie: Es gab einen Flugzeugabsturz. Sie sind jetzt im Meer, was machen Sie? Und naja. Abends ging der Stress weiter. Die haben uns nichts zugetraut, haben uns erzählt, wie das Besteck zu führen sei, wie wir die Gabel ordentlich zum Mund führen, wie wir Servietten zu legen haben. Wirklich, ohne Quatsch, das war so.“

Matthias Höhne ergatterte eine der Stellen, wurde Ende des Jahres 1990 zum Pharmaberater ausgebildet, „mit einem schön niedrigen Ostgehalt“, sagt er. Seitdem habe sich die Firma um ihn gekümmert. Höhne bekam eine Farb- und Stilberatung, mit Stoffen und Kosmetik. Er sei der farbenfrohe Wintertyp. Damals sei das aufregend gewesen. Kannte man ja nicht. So begann Höhnes Zeit, in der er viel Auto fuhr, erst durch Berlin, dort vertrieb er die Medikamente des Unternehmens, klopfte bei Arztpraxen an. Ein Haustürgeschäft. „Im Osten war das eine Offenbarung. Mir wurde der rote Teppich ausgerollt, weil es das in der DDR vorher so nicht gab.“

Bald darauf zog Höhne weitere Kreise, tingelte durch den ganzen Osten Deutschlands. Seine Firma hatte ein neues Medikament entwickelt, das für Patienten und Patientinnen nach Organ-Transplantationen wichtig ist. Höhne wechselte in die klinische Forschung, täglich stellte er sich auf neue Gesprächspartnerinnen, Ärzte unterschiedlichster Fachrichtungen ein. Und lernte dabei etwas, was ihm später beim WEISSEN RING helfen wird: Empathie. Höhne erzählt von einem Businessmodell, das Menschen Farben zuordnet. Blau, das seien die von Zahlen getriebenen Menschen, Buchhalter, Controller. Orange, das seien die Kreativen. Aber er sei der rote Typ, das seien die Empathischen.

Mehrmals pro Woche flog er nach Nürnberg, reiste weltweit zu Kongressen. „Die Hälfte des Jahres war ich auch an den Wochenenden fort. Das war eine Belastungsprobe für meine Familie.“ Jetzt, nach 30 Jahren, geht er in Rente. Aber so, wie Höhne als Manager durchs Land gondelte, wuselt er auch beim WEISSEN RING. Im ersten Jahr als neuer Leiter fährt er durch den ganzen Landkreis. Schüttelt Hände, bei Gerichten, in den Stadtverwaltungen, bei der Polizei, hält Vorträge an Schulen. Er strickt an seinem Netzwerk. Auf einer Webseite der Stadt Rostock schaltet er für Vereine ein Gesuch nach Freiwilligen. Höhne ackert wie in einem Vollzeitjob. Nach einem Jahr, sagt er und scherzt, „kriegte ich einen auf die Mütze, der Bumerang kam zurück.“ Er meint: Plötzlich hatte er den Tisch voll mit Arbeit, voll mit Interessierten, die ihn anriefen, auch Betroffene von Gewalt, immer mehr. „Aber das Schöne ist: Jetzt bin ich bekannt.“

Seine Teams sind mit Ehrenamtlichen voll besetzt, deswegen die Warteliste, denn: Mehr als 20 Leute könne er nicht betreuen, sagt Höhne, er müsse schließlich eine „Führungslogistik“ aufbauen. Er hebt beide Hände nach oben, so als ob er ein Orchester dirigiert. „Dabei steht Kommunikation ganz oben. Meine Ehrenamtlichen

arbeiten mit Schicksalen, das schlägt schon mal aufs Gemüt. Dass wir darüber reden, ist für mich wichtiger als alles andere.“

Höhne ist es gewohnt, schnell zu leben, zu handeln. Manchmal kollidiert das mit den Strukturen eines Vereins, wo manche Prozesse zäh wie Honig fließen können. „Am Anfang hat es ordentlich gebumst. Ich habe einige Leute verärgert, zumindest aufgeschreckt. Ich habe oft ungehalten reagiert, ob das nicht flotter und anderes gehen könne.“ Inzwischen sei er aber ruhiger, gelassener geworden.

Nach dem Frühstück liest er zunächst die digitale Zeitung am Esstisch. Seine Hündin Toti, eine französische Bulldogge, liegt bei ihm. Dann arbeitet er für den WEISSEN RING. Um die Mittagszeit nimmt er Toti, legt sie an die Leine, stöpselt seine Kopfhörer ins Ohr und stiefelt los. Er hört gern Podcasts, am liebsten „Sprechen wir über Mord“, in dem ein ehemaliger Bundesrichter wahre Verbrechen auseinandernimmt. Jeden Tag übt er Klavier. Nachmittags setzt er sich wieder für den Verein an den Tisch. Er werkelt im Garten mit seiner Familie, reist mit seiner Frau im Wohnmobil umher. Von Langeweile hält er Abstand so wie andere von der heißen Herdplatte.

Matthias Höhne ist ein Macher, das schenkt ihm Energie. „Erfolg ist für mich ein Spiegel, dass ich gut bin. Das ist nicht unbedingt mit Geld oder Karriere verknüpft. Es heißt, dass ich helfen kann, dass sich die Betroffenen bedanken und hoffnungsvoller in die Zukunft blicken können.“

An einer Sache nagt Höhne aber doch. Viel hat er beim WEISSEN RING erreicht. Sein Team aufgebaut, verjüngt, sein Netzwerk, seine Warteliste. Wenn er in den Urlaub fährt, springen die anderen Ehrenamtlichen abwechselnd für ihn ein. Aber eine Stellvertretung hat Höhne noch nicht. Trotzdem: „Mein Ziel ist es, drei Monate im Jahr weg zu sein, auf Reisen.“ Und damit auch von der ehrenamtlichen Arbeit zu verschlafen. Also sagt er zu seinem Team: „Ihr seid die Manager vor Ort, ihr müsst eure Entscheidung selbst treffen und im Sinne des Vereins handeln.“

Ans Aufhören denkt Matthias Höhne nicht. Was solle er auch sonst machen? Dann käme doch nur die Langeweile.

Katharina Elsner

Die Starkmacher

In ihrer Kindheit war Gewalt keine Seltenheit, erinnert sich Kornelia Fröde. Nicht gegen sie selbst, aber sie habe sie beobachtet. Und das über viele Jahre. Die Gewalt sei von ihrem Vater ausgegangen, erzählt Fröde. Er habe ihre Mutter regelmäßig geschlagen. „Als Kind will man das nicht wahrhaben und versucht es wegzuschieben“, erinnert sie sich, „wir haben immer heile Familie gespielt.“

Die Familie lebte inmitten einer Wohngegend. Häuser links und rechts und gegenüber. „Ich kann mir nicht vorstellen, dass niemand jemals etwas mitbekommen hat“, sagt Fröde heute. Schon damals merkte sie, dass Menschen oft keine Hilfe bekommen und viele lieber wegschauen. Und schon als Kind sagte sie zu sich selbst: „Dir passiert so etwas nie!“

Als Kornelia Fröde 15 Jahre alt war, schaffte ihre Mutter den Absprung: Sie verließ ihren Mann und flüchtete in ein Frauenhaus. Mehrere Monate lebten sie dort, bis sie eine eigene Wohnung bekamen.

Diese frühe Erfahrung ist ein Grund, weshalb Kornelia Fröde mit der Kampfkunst begonnen hat. Und auch die Arbeit als neue Außenstellenleiterin des WEISSEN RINGS im Burgenlandkreis in Sachsen-Anhalt hat damit zu tun. „Das Frauenhaus unterstütze ich auch heute noch finanziell, aber ich wollte immer auch aktiv etwas für die Opfer von Gewalt tun“, sagt die 42-Jährige.

Kurz vor dem Gespräch sitzt sie gemeinsam mit ihrem Verlobten Thomas Karius auf den weichen Matten ihrer Kampfkunstschule in Lützen, beide trainieren hier den chinesischen Kung-Fu-Stil Wing Tsun. Am Tablet planen sie die Kurse für das neue Jahr. An der Wand hängen Schwarz-Weiß-Fotos von Kampfkunstmeistern. Auf Aushängen sind einige der Grundbewegungen des Wing Tsun abgebildet. Eine Holzpuppe, Stöcke und Trittpolster zum Trainieren stehen und liegen bereit. Ein

Beim Sport haben sich Kornelia Fröde und Thomas Karius kennengelernt, heute betreibt das Paar eine Kampfkunstschule und leitet seit Kurzem die Außenstelle im Burgenlandkreis.



Foto: Laura Herfurth

großflächiger Spiegel nimmt fast die ganze Wand ein. Vor ihm lernen vor allem Frauen das Schreien und sich dabei Anschauen. „Es ist eine Kampfkunst von Frauen für Frauen“, sagt Kornelia Fröde. Angeblich hat sie sich eine Chinesin angeeignet, um sich gegen einfallende Soldaten zur Wehr setzen zu können. Es geht vor allem um Selbstverteidigung und darum, einen potenziellen Angreifer auch mit wenig Kraft abwehren zu können. Schwer vorstellbar, aber je stärker der Gegner, desto besser für die angegriffene Person, sagt Fröde. Denn beim Wing Tsun arbeitet man mit der Kraft des anderen und setzt sie gegen ihn ein.

Vor acht Jahren haben sie sich beim Sport kennengelernt. „Konni hat meine Turnschuhe für mich getragen, weil ich so schwer beladen war“, sagt Thomas Karius und lächelt. Der gebürtige Stuttgarter kam 1999 nach Leipzig und macht seit 15 Jahren Kampfsport. Als Kind war er klein und schwächling und wurde in der Schule oft aufgezo-gen. Bis er zum Wing Tsun kommt, lernt er fünf Jahre Judo und zwei Jahre Karate. Bei einem Probetraining gibt ihm der Trainer drei Kettenfauststöße auf seine Brust. „Da wusste ich, das will ich lernen“, sagt der 52-Jährige.

Heute leben sie in einer Wohnung unweit der Kampf-kunstschule. Der Sport nimmt viel Zeit in ihrem Leben ein und verbindet: Laufen, Kraftsport, Windsurfen, lange Spaziergänge mit den zwei Hunden und ihr neues Hobby Motorradfahren.

Zu den Kursen in der Kampfkunstschule kommen auch Frauen und Mädchen, die Opfer von Gewalttaten sind. Zum Beispiel zwei junge Mädchen, die vergewaltigt wurden. Eine war unsicher und schüchtern und trug immer sehr weite Sachen. „Sie hat ihre Weiblichkeit komplett versteckt“, sagt Kornelia Fröde. Zum Ende des Kurses traute sie sich, beim Sport wieder bauchfreie Tops zu tragen. Das andere Mädchen hatte Angst, allein Bus zu fahren. In Rollenspielen, in denen Thomas Karius den Angreifer spielte, lernte sie sich zur Wehr zu setzen. Am Ende des Kurses sogar im Bus mit anderen Fahrgästen.

Die Frauen und Jugendlichen trainieren in der Kampf-kunstschule nicht nur die Selbstverteidigung. Es gehe vor allem darum, ein selbstbewusstes Auftreten zu lernen und mögliche Täter abzuschrecken, sagen die beiden. So könne es zum Beispiel helfen, statt mit hän-genden Schultern und gesenktem Kopf aufrecht zu gehen und den Blick schweifen zu lassen. Die beiden wollen ihre Schüler und Schülerinnen stark machen.

Ihre Erfahrungen aus dem Training und den Gesprä-chen in der Kampfkunstschule helfen den beiden auch bei ihrer neuen Arbeit für die Außenstelle des WEISSEN RINGS im Burgenlandkreis. Auch hier treffen sie auf Menschen, die häusliche Gewalt, Mobbing oder Stalking erleben. Sie hatten aber auch schon mit Fällen von sexuellen Übergriffen und Missbrauchsfällen zu tun. „Am schlimmsten ist es natürlich, wenn Kinder und Jugendliche betroffen sind“, sagt Kornelia Fröde. Die Leitung der Außenstelle hat sie erst im November des vergangenen Jahres übernommen. Ihr Partner Thomas ist ihr Stellvertreter. Beide teilen sich die Arbeit,

erledigen den Papier- und Organisationskram, führen aber nach wie vor auch Erstgespräche und beraten.

Mitglieder beim WEISSEN RING sind sie seit 2022. Ein befreundeter Kampfkunstmeister erzählte von seiner Arbeit im Verein und wie dieser Opfern von Gewalt hilft. Für Kornelia Fröde steht nach diesem Gespräch schnell fest, dass sie auch im WEISSEN RING aktiv werden will. „Ich habe sofort gedacht, dass ich dort Menschen wie meiner Mutti helfen kann.“ Denn viele Opfer stehen meist allein da. Sie erinnert sich an die Zeit mit ihrer Mutter im Frauenhaus. Als Jugendliche wusste sie nicht, dass es diese Einrichtungen überhaupt gibt. Und auch die Zeit danach war nicht einfach. Sie hatten eine Wohnung, aber sonst nichts. Kein Konto, keine Möbel. Die erste Zeit schliefen sie auf einer Matratze.

Dass sie die Leitung der Außenstelle gemeinsam so schnell übernehmen, hätten die beiden nicht gedacht. Sie sind zu dem Zeitpunkt noch nicht lange dabei, haben aber schon einige Hospitationen mitgemacht und gemeinsam mit den „alten Hasen“ Menschen betreut, die sich an die Außenstelle gewandt hatten. Schnell haben sie gemerkt, dass es vor allem erst einmal darum geht, da zu sein, zuzuhören und nicht zu urteilen.

**„Ich habe sofort
gedacht, dass ich
beim WEISSEN
RING Menschen
wie meiner Mutti
helfen kann.“**

Kornelia Fröde

Dann musste ihr Vorgänger aus familiären Gründen aufhören und suchte dringend jemanden, der über-nehmen konnte. Natürlich müssen sie sich noch ein-arbeiten, aber man ist beim WEISSEN RING nicht allein. „Es gibt immer jemanden, den man fragen kann und der unkompliziert hilft“, sagt Kornelia Fröde. Ein eigenes Büro haben sie nicht. Aber das Landratsamt und die Kirche stellen Räume zur Verfügung, wenn sie gebraucht

werden, manchmal führen sie Erst- und Beratungsgespräche auch im Raum der Kampfkunstschule. „Die Leute bleiben so anonym und wir haben hier genug Platz und Ruhe für die Beratung“, sagt Fröde.

Kornelia Fröde arbeitet hauptberuflich als stellvertretende Niederlassungsleiterin bei einer Spedition, die Kampfkunstschule betreibt das Paar nebenberuflich. Die Anrufe von Betroffenen gehen meist bei Thomas Karius ein. Er ist Frührentner und arbeitet aushilfsweise in einem Baumarkt. So hat er mehr Zeit, sich die Anliegen der Anrufer anzuhören, und ist einfacher erreichbar. Insgesamt koordinieren sie acht ehrenamtlich Mitarbeitende im Burgenlandkreis. Nach einem Anruf ist es die Aufgabe von Thomas Karius, schnell jemanden zu vermitteln, der in der Nähe wohnt. Manchmal reicht aber auch eine Hilfestellung am Telefon, wer in einer bestimmten Situation der richtige Ansprechpartner ist. Oft geht es auch um eine seelische Unterstützung oder Beistand. Zum Beispiel die Begleitung auf das

Polizeirevier, wenn sich jemand nicht traut, zur Anzeigenerstattung allein dorthin zu gehen.

Auch außerhalb der Kampfkunstschule und des Vereins gehen die beiden immer mit wachen Augen durch die Straßen. „Wir haben ein sensibles Radar und nehmen Sachen wahr, die andere gar nicht sehen“, sagt Kornelia Fröde. So zum Beispiel am Bahnhof in Hannover, wo ein betrunkenes Paar in heftigen Streit geriet. Kurz bevor der Mann mit einer Flasche auf die Frau losging, stellten sich beide dazwischen. Oder die Frau am Leipziger Hauptbahnhof, die zusammengekauert auf der Straße saß. Niemand hatte mitbekommen, dass sie nach einer Messerstecherei schwer verletzt war. Sie gingen zu ihr und kümmerten sich. Das sind Situationen, in denen sich Kornelia Fröde und Thomas Karius dann für andere stark machen.

Beate Erler

Wenn es Not tut in der Opferhilfe, werden Erst- und Beratungsgespräche auch mal in der Kampfkunstschule geführt. „Die Leute bleiben so anonym, und wir haben hier genug Platz und Ruhe für die Beratung“, sagt Fröde.



Foto: Laura Herfurth

Der Akribische

Genau 6.654 Stunden. Zusammen sind das 277 Tage, fast 40 Wochen, die Lorenz Haser seit 2006 für den WEISSEN RING gearbeitet hat. „Das ist jetzt aber nur die Verwaltung“, sagt er. Haser scrollt durch die Tabelle auf seinem Computer. Im weißen Hemd und mit Fliege – „Schließlich wird ein Foto gemacht“ – sitzt er im Arbeitszimmer in seinem Haus in Peißenberg im oberbayerischen Landkreis Weilheim-Schongau. Neben seiner Urkunde zum 25. Jubiläum beim WEISSEN RING hängen Familienfotos an der Wand. Auf dem Mauspad ist er mit seinem Enkel abgebildet.

Seit 30 Jahren arbeitet Lorenz Haser, 69, für den WEISSEN RING. Rund 30 Stunden im Monat, rechnet er aus, braucht er als Außenstellenleiter für die Verwaltung. Wie viele Fälle er in den Jahren betreut hat, kann er hingegen nicht sagen. „Manche Sachen sind mit einem Telefongespräch erledigt, weil ein Opfer nur eine Auskunft oder einen Kontakt braucht.“ Andere ziehen sich über Jahre. Seit der Gründung der Außenstelle 1987, das kann er wieder aus seiner Tabelle lesen, haben er und seine ehrenamtlichen Kolleginnen und Kollegen 1.400 Opfer betreut.

Haser leitete die Außenstelle Weilheim-Schongau von 1994 bis 1999, und er leitet sie wieder seit 2006. Dazwischen pausierte er, beruflich bedingt. Seine akribische Art hat mit Hasers Beruf zu tun. 42 Jahre war er Polizist, davon 37 bei der Kriminalpolizei. Über seine Arbeit will er allerdings nicht mehr sprechen. „Jetzt bin ich schon seit 2015 im Ruhestand“, sagt er. Seit der Pension widmet er sich in Vollzeit – er schätzt, rund 40 Stunden pro Woche – der ehrenamtlichen Arbeit für den WEISSEN RING.

„Ich erfasse wirklich alles“, sagt Haser. Der Beamte in ihm scheint immer wieder durch, und Haser kommt doch noch einmal auf seinen Beruf zu sprechen. Über den fand er nämlich einst zum WEISSEN RING. „Als Polizist muss man neutral sein, aber die Opfer taten mir immer leid“, sagt er. „Die stehen oft alleine da.“ Bei Vernehmungen, erzählt er, kam er mit den Opfern von Raubdelikten und bei Tötungsdelikten mit Hinterbliebenen ins Gespräch. „Die sind fix und fertig und wissen oft nicht, wie es weitergehen soll, im Leben, aber auch finanziell.“ Als 1994 sein Chef bei der Morgenbesprechung verkündete, dass die Außenstelle wegen Personalmangels vor dem Aus stehe,



Foto: Kathrin Hollmer

277 Tage Arbeit für den Verein,
89-mal Referent für die
Grundseminare im Landes-
verband: Lorenz Haser

antwortete Haser geradeheraus: „Schade.“ Sein Chef reagierte ebenso spontan: „Dann mach es halt du“, sagte er. Na gut, Haser zuckt beim Erzählen mit den Schultern, „dann habe ich es halt gemacht.“ So konnte er ehrenamtlich den Opfern helfen, deren Schicksale ihn im Job berührten.

Haser und sieben Ehrenamtliche in der Außenstelle begleiten vor allem Opfer von Sexualdelikten, Körperverletzung, sogenannter „häuslicher Gewalt“ und Stalking. „Man erinnert sich ja hauptsächlich an die ‚spektakuläreren‘ Fälle“, sagt er und setzt Anführungszeichen in die Luft. Ihm fällt eine Frau ein, die er betreute und die später ein Buch über ihr Leben schrieb. Haser erinnert sich an die Vorstellung und Lesung. „Sie schrieb, dass sie sich das Leben genommen hätte, wenn der WEISSE RING nicht gewesen wäre“, sagt Haser. „Da ist man schon stolz.“

Mit den Opfern trifft sich Haser meistens an öffentlichen Orten, zum Beispiel im Café. „Das Problem auf dem Land ist, dass jeder jeden kennt. Wenn ich öfter mit jemandem gesehen werde, fragen die Leute gleich: Was will die oder der vom WEISSEN RING? Was ist denn da passiert?“

Seit 2005 ist Haser Seminarleiter und war – 89-mal, er zeigt wieder in seine Tabelle – Referent für die Grundseminare für die Ehrenamtlichen im Landesverband. Außerdem ist er Hauptkoordinator für Großereignisse im Landesverband Bayern Süd. 2019 hat er ein Team für die Betreuung von Opfern und Hinterbliebenen bei Amokläufen oder Anschlägen aufgestellt. „Bisher sind wir verschont geblieben“, sagt er. „Gott sei Dank.“

Haser glaubt, dass es für Opfer das Entscheidende ist, „dass wir Zeit haben, mit ihnen reden, auf sie eingehen. Oft sagen die Opfer, ich sei der Erste, der ihnen richtig zuhört.“ Im Gespräch versucht er herauszufinden, was sein Gegenüber braucht. „Jedes Opfer ist anders – aber alle werden gleich behandelt“, sagt Haser. „Wir sind für die Opfer da, und wir glauben dem Opfer.“ Das ist auch seine Erfahrung vor Gericht. „Auch wenn die Strafe gering ausfällt – Hauptsache, das Opfer weiß: Die haben mir geglaubt.“

„Da ist man schon ein wenig stolz.“

Lorenz Haser

In diesem Jahr wird Haser 70. Vor vier Jahren wollte er eigentlich schon aufhören, dann verlieh ihm 2020 die Landrätin im Namen des Bundespräsidenten die Verdienstmedaille der Bundesrepublik Deutschland, die höchste Auszeichnung, die die Bundesrepublik als Anerkennung für Verdienste um die Allgemeinheit vergibt. Haser führt ins Wohnzimmer und holt die Schatulle mit der Medaille aus dem Wohnzimmerschrank. „Natürlich freue ich mich“, sagt Haser und fügt bescheiden an: „Aber hätten sie nicht auch andere verdient?“

Während der Pandemie wollte er die Außenstelle nicht im Stich lassen. Sein neuer Plan: Zwei Jahre will er sie mindestens noch leiten, vielleicht drei. Fünf sollen es aber nicht mehr werden. „Die Mitarbeiter sagen immer, ich darf nicht aufhören, aber ich will auch nicht am Sessel kleben“, sagt er. „Und wer weiß, wie lange ich noch fit bin?“ Er will sich rechtzeitig um eine Nachfolgerin oder einen Nachfolger in der Außenstelle kümmern und baut ein Team für die Leitung der Grundseminare auf.

Hasers Freizeit besteht überwiegend aus seinem Ehrenamt. Ansonsten spielt er Schafkopf und Akkordeon –

„beides gern, aber nicht besonders gut“, sagt er und lacht. Und da sind der Garten, ein Sportraum im Keller, vier Enkel. Seine Tochter ist seit 20 Jahren Mitarbeiterin beim WEISSEN RING, die Enkel meldete Haser direkt nach ihrer Geburt als Mitglieder an.

Auch am Wochenende ist Haser im Einsatz; früher, als er noch kein Handy hatte, war er über das Festnetz auch nachts erreichbar. Einmal rief ihn eine ältere Dame mitten in der Nacht an und wollte wissen, wie spät es sei. „Ich antwortete: Zwei Uhr, aber warum rufen Sie mitten in der Nacht bei mir an? Es stellte sich heraus, dass sie am nächsten Tag in der Früh für eine Kaffeefahrt abgeholt werden sollte und die Batterie vom Wecker leer war. Meine Nummer stand im Kreisboten – mit dem Zusatz ‚rund um die Uhr‘.“ Er erklärte ihr noch, wie sie die Batterie wechselt, dann war die Sache erledigt. Haser nimmt es mit Humor.

Sonst ist er regelmäßig mit schweren Schicksalen konfrontiert. Wie gewinnt er Abstand? „Das musste ich im Beruf schon“, sagt er. „Da gilt auch, dass man mit dem Opfer mitfühlt, aber nicht mitweint – denn wenn ich mich gehen lasse, kann ich nicht mehr logisch denken und für das Opfer da sein.“ Am erfüllendsten bei seinem Engagement für den WEISSEN RING sei, sagt Haser, „wenn ich glaube, dass es dem Opfer jetzt besser geht, und ich das Gefühl habe, dass ich da auch ein bissl mitverantwortlich bin.“

Motivation findet er aber auch, wenn er selbst gar nicht beteiligt ist. Haser erinnert sich an die Begegnung mit einem Ehepaar, das sich im Café an seinen Tisch setzte, als er auf ein Opfer wartete. Als er sein Ehrenamt erwähnte, erzählten sie, dass ihre Tochter ermordet worden sei, und dass ihnen der WEISSE RING in Nordrhein-Westfalen einen Erholungsurlaub ermöglicht habe. „Das tat ihnen offensichtlich gut“, sagt Haser. „Die Welt ist oft klein – solche Begegnungen nehme ich als Zeichen: weitermachen!“

Kathrin Hollmer

Der Wegweiser

Die langen Beine von Peter Egetemaier passen kaum unter den kleinen runden Tisch auf der Empore des Cafés am Freiburger Münster. In Jeans, mit blauem Hemd, Sakko und Schal bekleidet, ist der Leiter der Außenstelle des WEISSEN RINGS die Treppe hochgestiegen. Die Plätze im Erdgeschoss sind alle belegt, zum ersten Mal in diesem Herbst ist es zu kühl, um draußen auf dem belebten Münsterplatz zu sitzen, auf dem er sich sonst so gerne aufhält.

Es ist die zweite Begegnung zwischen Egetemaier und der Autorin. Vor etwa zehn Jahren hatte er ihr für ein Kindersachbuch Einblicke gegeben in seine Arbeit als Kripochef. Ein Satz von damals hat sich eingebrannt: „Wenn wir einen schweren Fall, eine Sexualstraftat oder einen Mord nicht aufklären können, das nehmen wir mit. Das nagt.“ Egetemaier war 40 Jahre bei der Polizei. Er leitete die Akademie der Polizei Baden-Württemberg in Freiburg und wurde dort 2014 oberster Ermittler der Kriminalpolizei, war Chef von gut 400 Polizistinnen und Polizisten aus dem südbadischen Raum. Ein bisschen vorgezeichnet war dieser Weg, denn sein Vater war Kripochef in Rottweil. Der Vater als Vorbild? „Vielleicht nicht gerade Vorbild. Aber ich habe gesehen, mit wie viel Herzblut er seinen Beruf ausübte“, sagt Egetemaier. „Für mich war die Entscheidung, zur Polizei zu gehen, keine Berufung. Was ich aber sicher wusste: Ich will nicht zur Bundeswehr. Deshalb habe ich bei der Polizei angefangen. Wer damals drei Jahre blieb, musste keinen Grundwehrdienst mehr ableisten. Ich habe schnell gemerkt, dass mir die Arbeit gefällt und ich als Polizist arbeiten möchte“, sagt Egetemaier und lächelt, wie so oft an diesem Vormittag bei nicht allzu schweren Themen, sein verschmitztes jungenhaftes Lächeln.

Im Jahr 2020 ging Egetemaier in den Ruhestand. Schon ein paar Jahre davor war ihm klar, dass er dann ein Ehrenamt ausüben wird. Es sollte „etwas Gutes, etwas Sinnvolles“ sein. Mit seiner Frau, die jünger und noch berufstätig ist, hatte er damals schon gemeinsam überlegt. Irgendwann waren sie sich einig, und der Entschluss stand fest. „Lass uns beide beim WEISSEN RING arbeiten!“ Gesagt, getan: Er ist Außenstellenleiter, sie ist Teil des Teams.



Foto: Andrea Schwendemann

Seit 40 Jahren lebt Peter Egetemaier in Freiburg, man hört es am leicht badischen Singsang.

Den Verein kennt Egetemaier schon lange: Sein Vater war im Ruhestand ebenfalls im WEISSEN RING tätig. Das hat sein Interesse geweckt. Während seines Studiums an der Hochschule der Polizei hat er eine Seminararbeit über Opferorganisationen geschrieben. Seit Herbst 2022 ist er als Außenstellenleiter im Amt. Egetemaier trägt an seinem Sakko die Anstecknadel mit dem Logo des WEISSEN RINGS.

Von seiner Erfahrung als Polizist profitieren die Opfer, zum Beispiel wenn er sie zu Gerichtsprozessen begleitet, so wie kürzlich eine Opferzeugin in einem

Mordfall. Gemeinsam schauen sie sich Tage vor der Verhandlung den Gerichtssaal im Landgericht an, Egetemaier weist den Betroffenen den Weg im Gebäude und bespricht mit ihnen die Rollen der Beteiligten am Verhandlungstag. Er bereitet sie darauf vor, wie dieser ablaufen kann: „Stellen Sie sich darauf ein, dass der Täter wie gedruckt lügen darf und seine Anwälte versuchen werden, ihn mit allen legalen Mitteln rauszuhauen. Sie werden mit großer Wahrscheinlichkeit nicht zufrieden sein mit dem Urteil“, sagt er. Und er betont: „Wir Ehrenamtlichen mischen uns nicht in den Prozess ein. Aber wir sind da. Wir sind Begleiter, Tröster, moralische Stütze.“

Sein Ziel ist es, dass die Menschen, die Opfer von Straftaten geworden sind, wieder selbstbewusster werden nach den zum Teil sehr belastenden Erlebnissen, dass sie ein gutes Leben führen und auch ein Stück aus ihrer Opferrolle herauskommen. „Die Menschen, denen wir helfen konnten, sind oft sehr dankbar, weil sie sich wie im Dschungel fühlten und nun einen Weg sehen, wie sie aus ihrer verzweiferten Situation herauskommen. Erst neulich hat ein Mann mit Tränen in den Augen gesagt: ‚Ich würd’ Sie am liebschde knuddle‘.“ Egetemaier ist in Rottweil, der ältesten Stadt in Baden-Württemberg, aufgewachsen und lebt seit 40 Jahren in Freiburg, er spricht mit leichtem badischem Singsang. Manchmal ist der Zungenschlag deutlicher, wie jetzt, wenn er „knuddle“, badisch für „umarmen“, sagt. Solche Sympathiebekundungen wie diese treiben ihn an bei seiner Arbeit für den WEISSEN RING, wenn er den Menschen den Weg aus dem Dschungel weisen kann. Und noch etwas: „Ich bin auf der Sonnenseite des Lebens unterwegs, meine Familie und ich sind bisher von schweren Schicksalsschlägen verschont geblieben. Deshalb ist es mir wichtig, denen, die nicht so viel Glück hatten, etwas zurückzugeben.“

„... denen, die nicht so viel Glück hatten, etwas zurückzugeben.“

Peter Egetemaier

Egetemaier sieht von seinem Sitzplatz aus den Münstermarkt, hier schlägt das Herz von Freiburg. „Meine Frau und ich radeln oft samstags vom Tuniberg, wo wir wohnen, zum Münstermarkt. Wir lassen es uns für ein paar Stunden gutgehen“, sagt Egetemaier. „Und kaufen regionale

Produkte. Wir sind Genießer, und wir wollen wissen, woher unser Essen kommt.“

Die Bedienung bringt Cappuccino und „Lava“-Schoko-Brownie mit flüssigem Kern an den Tisch. „Bei mir ist das Glas immer halb voll, nicht halb leer!“, sagt Egetemaier. „Auch wenn es mal schwierig ist.“ Im Gespräch entsteht schnell das Gefühl, dass er die Dinge mit großer Sorgfalt und Konzentration anpackt und mit dem Willen, etwas zu verändern. Und er möchte da, wo es in seiner Macht steht, Veränderungen anstoßen. Während seiner Zeit als Kriпочef etwa hat er als Sachverständiger im Bundestag dazu beigetragen, dass Polizeibeamte computer-generierte Kinderpornografie nutzen dürfen, um Täter zu überführen.

Auch heute als Ehrenamtlicher hat er viele Ideen, was noch besser laufen könnte. Der Staat kümmere sich bei Straftätern um die Resozialisierung, den Opferschutz jedoch übernehmen vor allem Vereine wie der WEISSE RING. „Es wäre doch nur gerecht, wenn dann zumindest die Ehrenamtlichen im öffentlichen Dienst von ihren Arbeitgebern für die Tätigkeit freigestellt werden würden – so wie die Ehrenamtlichen der Freiwilligen Feuerwehr“, sagt Egetemaier.

Woher holt er sich die Kraft für seine (Lebens-)Aufgaben? Natürlich bei seiner Frau und seinen zwei erwachsenen Kindern. Und beim Fußball. Egetemaier ist seit seiner Jugend Borussia-Mönchengladbach-Fan, nicht Bayern-Fan wie sein Vater, in diesem Punkt waren sie sich nicht einig. Und er gehört auch zur großen Gemeinde der SC-Freiburg-Fans. Aber wenn die Borussia im Europa-Park Stadion gegen den SC kickt, geht er mit Freunden ins Stadion und feuert die Borussia an.

Und dann ist da noch die Musik. Seine Band heißt „Almost Accoustic“. Egetemaier, Fan von James Taylor und den Eagles: „Bis zur Bandgründung war ich quasi Badewannensänger. Und was das Gitarrespielen angeht, bin ich nicht wirklich gut. Aber ich kriege es hin“, und da ist es wieder, das jugenhafte Lächeln. Einmal die Woche ist Probe, hin und wieder spielen sie vor Publikum. Sein Lieblingssong ist „C’est la vie“ von Emerson, Lake & Palmer. Könnte der Titel „So ist das Leben“ auch so etwas wie sein Lebensmotto sein? „Ja, das passt ganz gut!“, sagt er.

Andrea Schwendemann

„Gewalt gegen Männer ist ein Tabuthema“

INTERVIEW MIT DEM WEISSER-RING-BOTSCHAFTER STEFFEN SCHROEDER

Sie engagieren sich auf sehr vielfältige Weise in der Zivilgesellschaft. Wie kommt das?

Ich bin mit ehrenamtlicher Arbeit aufgewachsen. Als Jugendlicher habe ich mich erst in einer Einrichtung für Menschen mit Behinderungen engagiert, dann im Naturschutz. Dabei habe ich immer tolle Erfahrungen gemacht und früh gelernt, dass man einerseits viel gibt, aber andererseits auch viel bekommt. Nicht in Form von Geld, sondern in Form von Dankbarkeit. Ehrenamtliche Arbeit hat mich immer zutiefst erfreut, so dass ich das eigentlich immer beibehalten habe.

Auf Ihrem Instagram-Kanal haben Sie auf das Thema häusliche Gewalt aufmerksam gemacht und geschrieben, dass betroffene Männer noch seltener Hilfe suchen als Frauen. Warum ist Ihnen dieses Thema wichtig?

Mit diesem Thema habe ich schon länger zu tun. Ich bin viel in der Straffälligenhilfe unterwegs und habe viele Gespräche mit Tätern geführt. Bei einigen von ihnen gab es sexuelle Gewalt, in manchen Fällen sogar vonseiten der Mutter. In der Regel ist es für männliche Betroffene noch schambehafteter als für weibliche, darüber zu sprechen. Das gilt umso mehr, wenn es eine Täterin gibt. Natürlich gibt es mehr Gewalt gegen Frauen, da gibt es ganz andere Zahlen. Aber es müsste auch medial mehr von männlichen Opfern erzählt werden, weil mit Gewalt gegen Männer nach wie vor ein Tabu verbunden ist.

Wie passt Ihr Ehrenamt im Strafvollzug mit dem im Opferschutz zusammen?

Die beiden Bereiche passen sogar sehr gut zusammen, sie ergänzen sich. Meiner Erfahrung nach verläuft Gewalt immer in Kreisläufen, und es gehört zum Präventionsgedanken, sich dessen bewusst zu werden. Wenn Kinder zum Beispiel zu Hause Alkoholismus und Gewalt erleben, besteht eine erhöhte Wahrscheinlichkeit, dass sie in

ihrem Leben selbst zu Alkoholikern oder gewalttätig werden, trotz all der vorgelebten negativen Seiten. Ich denke, um solche Kreisläufe zu durchbrechen, müssen wir als Gesellschaft auf beiden Seiten daran arbeiten, mit Opfern und mit Tätern. Letztere sollen sich ja bis zu ihrer Entlassung aus dem Gefängnis zum Guten verändern. Meiner Erfahrung nach gibt es im Vollzug allerdings nur wenige Angebote, die das fördern.

„Ehrenamtliche Arbeit hat mich immer zutiefst erfreut.“

Steffen Schroeder

Sie haben sich auch mit dem Ansatz der „Restorative Justice“ beschäftigt, bei dem Opfer und Täter in einen Dialog treten.

Ja, aber ob man diesen Weg gehen möchte, muss man ganz allein dem Opfer überlassen. Wenn jemand das nicht möchte, muss man das unbedingt anerkennen und darf ihn nicht überreden. Aber wenn jemand dazu bereit ist, kann ein Austausch, bei dem Fragen stellen und ein Aussprechen einer Entschuldigung möglich sind, für beide Seiten unheimlich hilfreich sein. Und natürlich braucht es dabei eine sensible Begleitung.



Foto: Sophie Kandaoureff

Wie kommen Sie zu diesem Schluss?

Ich habe als Vollzugshelfer sieben Jahre lang einen Gefangenen betreut, der einen Mord begangen hat, und über die Begegnungen und seine Entwicklung auch ein Buch geschrieben. Anfangs war deutlich, dass er versuchte, sich aus der Verantwortung zu stehlen. Da ist mir zum ersten Mal klar geworden, wie unfassbar groß diese Schuld ist, die man nie auch nur ansatzweise wiedergutmachen kann. Es ist die Aufgabe des Täters, diese Schuld zu tragen, wie einen schweren Rucksack. Wir als Gesellschaft können ihm helfen, diesen Rucksack auf die Schultern zu hieven. Bei jenem Gefangenen war es so, dass die Bereitschaft und das Bedürfnis, sich der Schuld zu stellen, mit der Zeit wuchsen. Irgendwann sagte er, er würde gerne eine Entschuldigung aussprechen. Das war leider nicht mehr möglich, weil die Angehörigen des Opfers bereits verstorben waren. Aber ich glaube, der Prozess hat beim Täter zu einer Form von Heilung geführt. Und genau das kann uns als Gesellschaft helfen: dass Täter zu Menschen werden, die anderen Menschen keinen Schaden mehr antun.

Nina Lenhardt

Steffen Schroeder hat eine Schauspielausbildung absolviert, wirkt in Kino- und Theaterproduktionen mit und war bisher unter anderem zu sehen in TV-Serien wie Tatort, Polizeiruf 110, Soko Leipzig und In aller Freundschaft. Seit 2015 ist er Botschafter des WEISSEN RINGS. Er engagiert sich außerdem ehrenamtlich als Mitglied des Medienrats des Landes Berlin-Brandenburg und ist Botschafter der „Exit“-Initiative für Aussteiger aus der rechtsextremen Szene. Sein Debüt als Autor hatte er mit dem Buch „Was alles in einem Menschen sein kann“, das von seinen Begegnungen mit einem Mörder handelt, den er als ehrenamtlicher Vollzugshelfer in einem Gefängnis kennenlernte. Zuletzt hat Schroeder zwei Romane verfasst. Der 49-Jährige lebt in Potsdam und hat drei Kinder.

Bremen

In Bremen machten im vergangenen Jahr gleich zwei Mal mehrere Gruppen gemeinsame Sache. Der WEISSE RING, die Polizei und die Bremer Straßenbahn AG waren zunächst zum Tag der Zivilcourage im September und dann noch einmal im Dezember zusammen unterwegs, um mit Fahrgästen über couragiertes Verhalten zu sprechen, nützliche Tipps zur Prävention etwa von Taschendiebstahl zu geben und Infomaterial zu verteilen. Das positive Fazit der beiden Aktionstage führte zum Entschluss, auch zukünftig wieder gemeinsam aufzutreten.



Mitarbeitende der Bremer Polizei, der Bremer Straßenbahn AG und des WEISSEN RINGS Bremen vor ihrem Einsatz am Tag der Zivilcourage · Foto: WEISSER RING

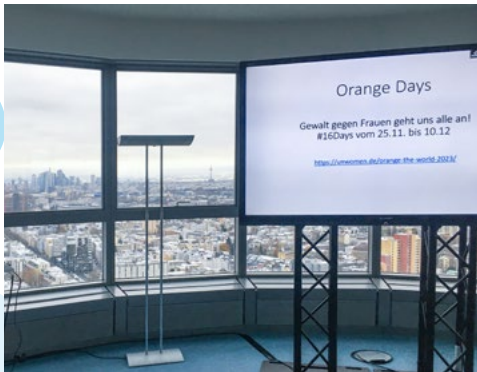
Nordrhein-Westfalen

Im Januar haben die Vorsitzenden der Landesverbände NRW/Rheinland und NRW/Westfalen-Lippe des WEISSEN RINGS, Bernd König und Klaus Neidhardt, eine neue Fassung der seit 2013 bestehenden Kooperationsvereinbarung mit dem Justizministerium in Nordrhein-Westfalen unterzeichnet. Justizminister Dr. Benjamin Limbach betonte: „Die Landesregierung verfolgt mit der Übernahme der Regierungsverantwortung konsequent eine opferorientierte Justizpolitik.“ Teil der Vereinbarung ist beispielsweise, dass der Verein Opfer über Möglichkeiten des Täter-Opfer-Ausgleichs und der psychosozialen Prozessbegleitung informiert.



Klaus Neidhardt (l.) und Bernd König (r.) unterzeichnen zusammen mit Dr. Benjamin Limbach die Kooperationsvereinbarung. · Foto: Justizministerium Nordrhein-Westfalen

📍 Baden-Württemberg / Hessen



Workshop mit Weitblick: Anlass der Veranstaltung waren die Orange Days. · Foto: Günther Bubenitschek

Das Unternehmen Falken Tyre Europe hat sich im November 2023 an den sogenannten Orange Days beteiligt, einer von den Vereinten Nationen initiierten Veranstaltungsreihe, die ein Ende geschlechtsspezifischer Gewalt fordert. In Zusammenarbeit mit Günther Bubenitschek, Landespräventionsbeauftragter für Baden-Württemberg im WEISSEN RING, wurde für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ein spezieller Workshop angeboten. Im Mittelpunkt standen dabei Strategien zum Umgang mit Hass im Netz und Stalking, aber auch Vorschläge zur Stärkung der Zivilcourage.

📍 Bayern-Nord



Auszubildende der Deutschen Post beim „Aktionstag Menschenrechte“
Foto: Manfred Schindelek / WEISSER RING

Auf große Resonanz traf eine Veranstaltung der Gesamt-Jugend- und Auszubildendenvertretung der Deutschen Post AG im Dezember in Fürth. Im Rahmen des „Aktionstags Menschenrechte“, der unter dem Motto „Mensch, du hast Recht(e)!“ stand, informierte vor Ort auch der WEISSE RING über seine Arbeit. Shatha Yassin-Salomo, Leiterin der für Nürnberg und Fürth zuständigen Außenstelle, hielt einen Vortrag, außerdem konnten sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer für einen Workshop unter anderem zu den Themen sexuelle Belästigung, Unterdrückung und Stalking entscheiden.

📍 Bayern-Süd



Dr. Christian Baumgartner und seine Stellvertreterin Jana Straub fordern ein Männerhaus für Passau.
Foto: Johannes Krenner

Dr. Christian Baumgartner, Außenstellenleiter des WEISSEN RINGS in Passau, und seine Stellvertreterin Jana Straub machen sich stark für die Einrichtung eines Männerhauses in der bayerischen Stadt. Der Bedarf sei vorhanden, betont Baumgartner, das zeigten die steigenden Zahlen derer, die Hilfe suchen. Zudem sei bei häuslicher Gewalt gegen Männer ein großes Dunkelfeld zu befürchten. Der WEISSE RING bezieht die Caritas als möglichen Kooperationspartner mit ein, Vorbild könne eine entsprechende Einrichtung in Nürnberg sein. Diese bietet aktuell vier Plätze für betroffene Männer.

Das Opfer-Telefon – kurz erklärt

Was ist das Opfer-Telefon?

Das Opfer-Telefon ist eine anonyme, kostenfreie und bundesweit erreichbare Nummer: Unter 116 006 erhalten Opfer von Straftaten jeden Tag von 7 bis 22 Uhr eine Beratung. Es handelt sich um einen harmonisierten Dienst von sozialem Wert, der europaweit eingeführt werden soll. In Deutschland bietet ihn der WEISSE RING bereits seit 2010 an. Das Opfer-Telefon stellt einen der drei Kontaktwege zu den ehrenamtlichen Helfern und Helferinnen des Vereins dar. Diese hören den Anrufernden zu, fangen sie auf, geben ihnen erste Tipps und lotsen sie durch das Hilfenetzwerk.

Wieso ist diese Art der Beratung sinnvoll?

Das Besondere ist die niedrighschwellige Hilfe. Häufig kostet es Opfer von Straftaten Überwindung, sich jemandem anzuvertrauen und über ihre Erlebnisse zu sprechen. Da sie am Opfer-Telefon anonym bleiben können und es sich bei einem Telefonat um einen einmaligen Kontakt handelt, fällt vielen das Anrufen leichter als ein persönliches Treffen vor Ort. Durch den erleichterten Erstkontakt können viele Hilfesuchenden Vertrauen zum WEISSEN RING aufbauen und sich im nächsten Schritt an ihre örtliche Außenstelle wenden.

Wir betreuen das Opfer-Telefon von Mainz aus



Anna Massilge



Nicola Cafaro



Janina Rosemeier



Warum werden jetzt bundesweit Ehrenamtliche gesucht?

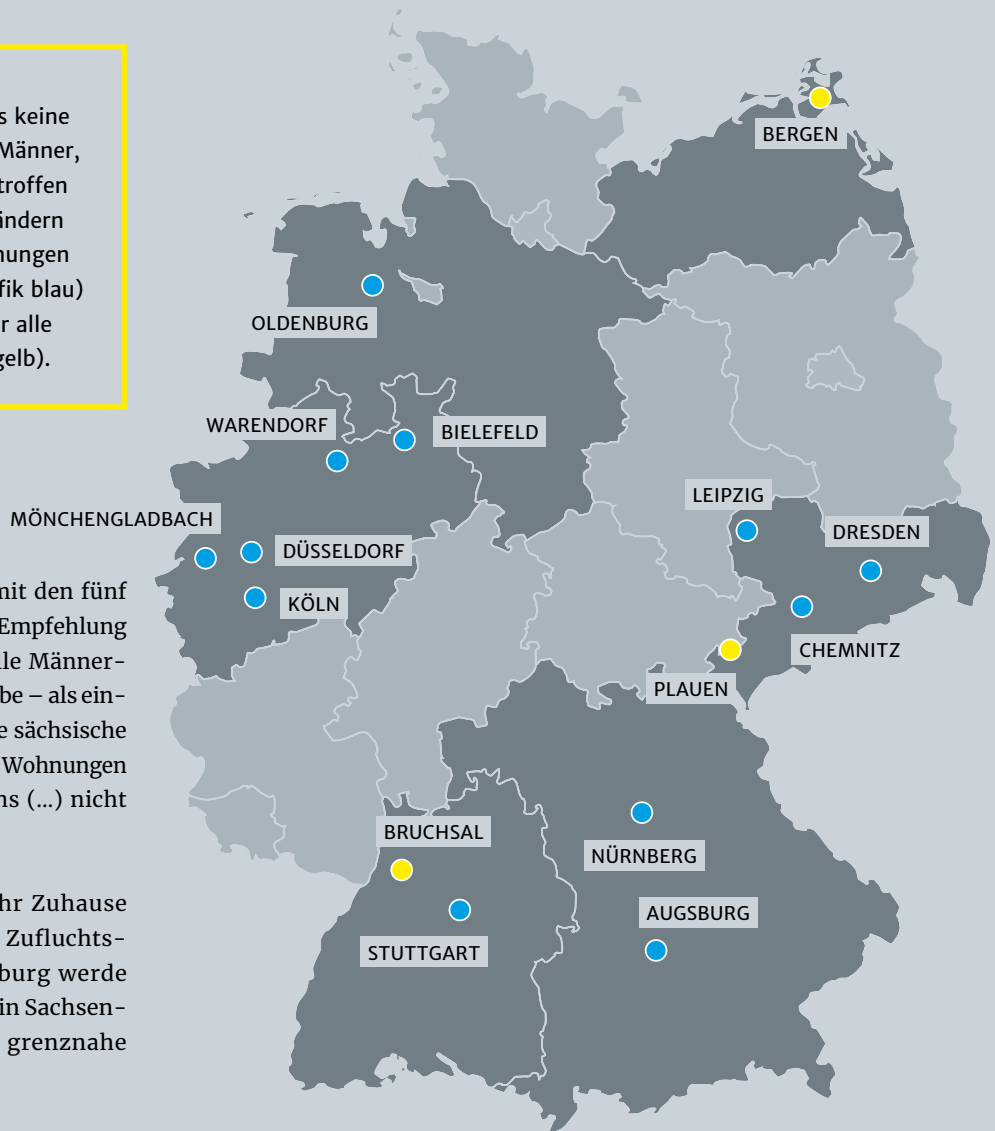
Wir beobachten, dass die Ehrenamtlichen am Opfer-Telefon sich in verschiedenen Lebenslagen befinden und zunehmend Flexibilität für ihr Engagement wünschen. Die Beratung selbst findet von zu Hause aus statt, und die monatlichen Treffen und Supervisionen laufen größtenteils online. Aus diesem Grund suchen wir Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen nicht nur aus den bisherigen Einzugsgebieten Rhein-Ruhr und Rhein-Main, sondern auch aus dem gesamten Bundesgebiet. Die Ehrenamtlichen gewinnen so die Möglichkeit, den WEISSEN RING von ganz Deutschland aus zu unterstützen, digital an Veranstaltungen teilzunehmen und Teil eines großen Teams zu sein.

www.weisser-ring.de/weisser-ring/kontakt

In zehn Bundesländern gibt es keine einzige Schutz Einrichtung für Männer, die von Beziehungsgewalt betroffen sind. In den anderen sechs Ländern gibt es insgesamt zwölf Wohnungen speziell für Männer (in der Grafik blau) und drei Wohnungen, die für alle Geschlechter offenstehen (gelb).

Westfalen argumentiert, dass das Land mit den fünf vorhandenen Wohnungen für Männer die Empfehlung der Bundesfach- und Koordinierungsstelle Männergewaltschutz (BFKM) bereits umgesetzt habe – als einziges Bundesland in Deutschland. Auch die sächsische Landesregierung sieht bei drei vorhandenen Wohnungen speziell für Männer einen „Platzaufwuchs (...) nicht angezeigt“.

Und was geschieht mit Männern, die ihr Zuhause verlassen müssen und in Ländern ohne Zufluchtsangebot leben? Für Betroffene in Hamburg werde nach „individuellen Lösungen“ gesucht, in Sachsen-Anhalt können sie sich „aktuell an das grenznahe Männerhaus in Leipzig wenden“.



Quelle: BFKM und WEISSER RING

„Weder die Polizeiliche Kriminalstatistik noch andere Studien weisen bisher auf eine entsprechende Gefährdung von Männern hin.“

Familienministerium Hessen

Dass es an Angeboten für Männer fehlt, könnte auch daran liegen, dass es ihnen an Fürsprechern fehlt. „Für Männergewaltschutz ist bislang in Brandenburg keine Ressortzuständigkeit, einhergehend mit Personal- und Haushaltsmitteln vorhanden“, teilte die Landesregierung in Potsdam mit. „In Bremen gibt es dazu tatsächlich keinen Ansprechpartner“, räumt auch Deutschlands kleinstes Bundesland ein.

Christian J. Ahlers



Alle Antworten der Landesregierungen können Sie exklusiv nachlesen auf forum-opferhilfe.de.

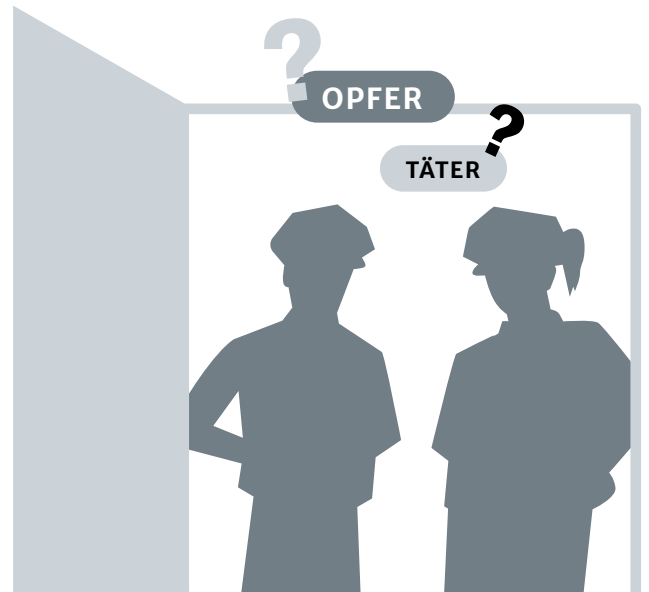
Mitgemeint und unvergleichbar

Wie die Polizei auf Beziehungsgewalt gegen Männer blickt

Der Schutzpolizei kommt bei Partnerschaftsgewalt eine Schlüsselrolle zu: Wenn ein Notruf eingeht, sind ihre Streifen die Ersten am Tatort, sie bewerten die Situation, müssen Opfer- und Täterschaft einschätzen und entscheiden, ob jemand die Wohnung verlassen muss. Wie sensibilisiert ist die Polizei für Beziehungsgewalt gegen Männer? Und wie oft wird diese in den Bundesländern registriert? Ausgehend von den Erkenntnissen aus einer Studie des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (KFN) zu Partnerschaftsgewalt gegen Männer, für die Betroffene mit einem Onlinefragebogen und in Interviews befragt wurden, hat sich die Redaktion mit einem Fragenkatalog an die zuständigen Landesinnenministerien und das Bundeskriminalamt (BKA) gewandt. Eine Auswertung und Einordnung zur Rolle der Polizei.

Die KFN-Studie fragt gewaltbetroffene Männer nach Erfahrungen mit Beratungsstellen und Polizei: Wurden diese Hilfsangebote in Anspruch genommen? Falls nein, warum nicht? Und falls ja, wie fällt die Bewertung der Erfahrung aus? Von den 1.209 Teilnehmern der Onlinebefragung hatten nur rund 8 Prozent Kontakt zu Polizei und / oder einer Beratungsstelle. Kontakt zur Polizei war besonders selten: Gerade einmal 11 Männer berichteten davon. Im Vergleich zu den Erfahrungen mit den Beratungsstellen fielen die auf die Polizei bezogenen Bewertungen deutlich negativer aus. Von den 16 Interview-Teilnehmern hatten ebenfalls 11 Polizeikontakt. Dieser wurde sehr gemischt wahrgenommen: Es gab Schilderungen von positiven und negativen Eindrücken.

In den Rückmeldungen der Landespolizeien auf die Anfrage der Redaktion wird klar: Sämtliche Behörden bemühen sich, Wissen über Opferbedürfnisse und -perspektiven in Ausbildung und Studium unterzubringen, zudem gibt es oft freiwillige und offenbar gut besuchte Fortbildungsangebote. Häufig fällt der Hinweis, dass es sich um interdisziplinäres oder ganzheitliches Lernen handele, Inhalte zum Thema würden in unterschiedlichen Fächern mit unterrichtet, etwa in „Psychologie“ oder „Einsatztraining“. In den Lehrplänen ist häusliche Gewalt demnach ein fester und prägender Bestandteil. Genau hier tut sich jedoch ein Problem auf: „Der Begriff ‚häusliche Gewalt‘ unterliegt keiner einheitlichen Definition“, schreibt das baden-württembergische



Ministerium. Zwar erläutert das BKA im Bundeslagebild 2022, dass häusliche Gewalt „alle Formen körperlicher, sexueller oder psychischer Gewalt“ umfasst und sich zusammensetzt aus „familiärer sowie partnerschaftlicher Gewalt“. Das bedeutet: Es wird unterschieden zwischen Kriminalität innerhalb einer Familie, von der zum Beispiel Kinder oder Großeltern betroffen sind, und Partnerschaftsgewalt, bei der Opfer und Täter beziehungsweise Täterin in Ehen, eingetragenen Lebenspartnerschaften oder nicht ehelichen Lebensgemeinschaften leben oder gelebt haben. In den Ländern scheint es jedoch unterschiedliche Auffassungen darüber zu geben, was unter häusliche Gewalt fällt. Obwohl sich die Anfrage explizit auf Partnerschaftsgewalt bezieht, schreiben die Länder in ihren Antworten oft von häuslicher Gewalt, die Ausführungen bleiben so zum Teil sehr allgemein.

Was die Ministerien einigermaßen deutlich vermitteln: Männliche Opfer sind mitgemeint. Der „Aspekt ‚Gewalt gegen Männer‘“ werde auch aufgegriffen, heißt es etwa aus Baden-Württemberg und in Sachsen-Anhalt. In Schleswig-Holstein wird „vorrangig die Perspektive der am häufigsten betroffenen Personengruppe von häuslicher Gewalt (Frauen) betrachtet“, es werde aber auch auf die Belange von männlichen Betroffenen

eingegangen, die Behörde unterstreicht: „Die Thematik Partnerschaftsgewalt wird insofern nicht nur einseitig geschlechtsspezifisch unterrichtet.“ Gewalt gegen Männer werde „mitbehandelt, beispielsweise in Bezug auf Besonderheiten, einschlägige Statistiken, aktuelle Forschung etc.“, schreibt schließlich das Innenministerium in Sachsen-Anhalt.

Selbsteinschätzung „sensibel, empathisch und opferschützend“

Den KFN-Wissenschaftlern berichteten die interviewten Männer, dass sie sich teilweise aufgrund ihres Geschlechts nicht getraut hätten, die Polizei zu rufen, „weil sie befürchteten, als Mann als Täter vorverurteilt zu werden und nicht ernst genommen zu werden“, heißt es im Forschungsbericht. Ein Betroffener erinnerte sich beispielsweise an die Situation, wie er den Notruf wählte und von einem Polizisten gefragt wurde, ob der Einsatz wirklich notwendig sei. Erst nach wiederholtem Bitten sei eine Streife geschickt worden – unter Androhung negativer Konsequenzen, falls sich der Einsatz nachträglich als nicht nötig herausstellen sollte.

Auf die Fragen nach geschlechtsspezifischer Opfersensibilisierung für den Kontakt mit Betroffenen von Partnerschaftsgewalt antworten die angeschriebenen Behörden unterschiedlich. Eine solche Sensibilisierung gibt es in Bremen „seit Jahrzehnten“. Rheinland-Pfalz und Berlin geben an, Kommunikation mit Opfern werde eher „geschlechtsneutral“ vermittelt. Keine spezielle Sensibilisierung für den Kontakt mit männlichen Opfern gibt es in Berlin, Bayern, Sachsen, im Saarland und in Hessen, das noch auf das humanistische Menschenbild hinweist, welches im Studium vermittelt werde.

Die Selbsteinschätzung in Niedersachsen lautet: „Im Rahmen von Einsätzen und Ermittlungsverfahren der Polizei erfolgt der Umgang mit Betroffenen von Straftaten sensibel, empathisch und opferschützend.“ Ähnlich pauschal fallen die Aussagen anderer Länder aus, immer wieder wird einem sensiblen Opferkontakt ein „hoher Stellenwert“ eingeräumt, immer wieder wird besonders die Professionalität und Neutralität der Beamten und Beamtinnen hervorgehoben. Weitergehende Belege dafür gibt es nicht.

Baden-Württemberg, Bayern, Berlin, Hamburg, Hessen, Saarland und Thüringen: Diese Länder haben nach eigenen Angaben spezielle Dienststellen, Kriminalkommissariate, Beziehungsgewalt- oder Schwerpunktsachbearbeitende, die zentral Fälle häuslicher Gewalt oder Partnerschaftsgewalt bearbeiten. In Baden-Württemberg werden dort „geschlechtsbezogene Bedürfnisse von Opfern individuell berücksichtigt“. Allerdings sind dies nachgelagerte Stellen und nicht diejenigen Personen, die am Tatort den ersten Kontakt mit Betroffenen haben. In Thüringen gibt es keine speziell ausgebildeten Ansprechpartner: „Stattdessen ist die Thüringer Polizei darauf bedacht, Geschlechterstereotype nicht noch zu verstärken, sondern alle Beamtinnen und Beamten gleichermaßen

zu befähigen, die besonderen Bedarfe männlicher, weiblicher und divers geschlechtlicher Geschädigter im Kontakt zu diesen zu berücksichtigen.“

Nicht zum Vergleich geeignet

Das Definitionsproblem von häuslicher Gewalt zeigt sich auch in der unterschiedlichen Datenerfassung. Die meisten Länder orientieren sich bei der Zusammenstellung der Zahlen an der Polizeilichen Kriminalstatistik (PKS), diese ist laut Rheinland-Pfalz bundesweit gültig und unterliegt einheitlichen Erfassungs- und Qualitätskriterien. Sachsen macht dies aber beispielsweise erst seit 2022. Und in Bayern nimmt das Landeskriminalamt eine „Sonderauswertung häusliche Gewalt“ vor, für die Daten aus dem „polizeilichen Vorgangsverwaltungssystem“ recherchiert werden. Die Behörde in Thüringen ordnet ein: „Die Zahlen sind nicht mit Daten aus der Polizeilichen Kriminalstatistik (Ausgangsstatistik) oder Daten anderer Bundesländer vergleichbar.“

Auch die Zählweise erschwert den Vergleich: Zum Teil werden die Fälle gelistet, das bedeutet, wenn eine Person mehrfach Opfer wird, kommen mehrere Fälle zustande. Demgegenüber werden andernorts nur die betroffenen Personen registriert, nicht aber die Anzahl der Fälle, in denen jemand Opfer geworden ist. Belastbare Aussagen über die Situation der männlichen Opfer von Beziehungsgewalt in den Bundesländern bleiben damit ausgeschlossen.

Isoliert zu betrachten sind daher einige Hinweise in den Auskünften: Mehrere Länder verzeichneten in der jüngeren Vergangenheit einen Anstieg der Partnerschaftsgewalt, es wird vermutet, dass es mehr Anzeigen von männlichen Opfern gab. In Hamburg beispielsweise stieg der Anteil männlicher Betroffener von 17,4 Prozent im Jahr 2013 auf 22,4 Prozent im Jahr 2023. Eine im Jahr 2022 in Bremen durchgeführte Sicherheitsbefragung habe gezeigt, so die dortige Behörde, dass von den Befragten nur etwa jede fünfte Körperverletzung und nur knapp jede zehnte Bedrohung durch einen (Ex-)Partner oder eine (Ex-)Partnerin angezeigt wurde. BKA-eigene Dunkelfeldstudien erlauben laut der Bundesbehörde bislang keine Aussage zum Anzeigeverhalten von Männern. Thüringen teilt mit: „Die Gründe für eine niedrige Anzeigebereitschaft sind vielfältig, sehr individuell und liegen nicht zwingend im Wirkungsbereich polizeilichen Handelns.“



Aufgabe für Polizei und/oder Gesellschaft?

Die in der KFN-Studie interviewten Männer beschrieben mitunter eine problematische Situation: Partnerinnen beschuldigten die gewaltbetroffenen Männer als Täter, die Einsatzkräfte glaubten eher den Frauen – insbesondere, wenn Kinder involviert waren – und die Männer mussten die Polizei erst einmal davon überzeugen, dass sie die tatsächlichen Opfer waren. Insgesamt bemängelten die Befragten eine fehlende emotionale Kompetenz, vor allem wenn keine äußerlich sichtbaren Verletzungen vorlagen. Den Erzählungen zufolge gab es Fälle, in denen das Opfer – nicht die Täterin – der Wohnung verwiesen wurde.

Existiert in der Polizistenkultur ein Stereotyp des „starken Geschlechts“ vom Mann, der kein Opfer sein kann? Die mehrheitlich übereinstimmende Antwort, die die Redaktion von den angefragten Behörden erhielt: Zu den Einstellungen von Polizeikräften – und ob diese „das polizeiliche Handeln qualitätsmindernd“ beeinflussen, wie es aus Thüringen heißt – gebe es keine wissenschaftlichen Untersuchungen.

„Dass Männer auch zu Opfern und Frauen zu Täterinnen werden können, wird gegenwärtig immer noch gesellschaftlich tabuisiert. Dieser Umstand wie auch das tradierte Rollenverständnis erschweren es männlichen Opfern häufig, über ihre Gewalterfahrungen zu sprechen“, schreibt das Bremer Ministerium. Die Berliner Behörde reflektiert: „Dieser Aspekt spiegelt sich folglich auch im polizeilichen Einsatzgeschehen wider, sodass bei männlichen Betroffenen möglicherweise der (...) Eindruck entstehen könnte, dass Männer zunächst eher als Täter eingeordnet werden.“ In Sachsen-Anhalt gibt man sich dagegen überzeugt, dass „keine geschlechtsbezogenen Unterschiede bei einem Opferkontakt gemacht“ werden. Als einziges Bundesland kehrt Bremen hervor: „Sollte Voreingenommenheit innerhalb der Polizei festgestellt werden, gilt es diese grundsätzlich aufzuklären und zu bekämpfen.“

Ein zum Redaktionsschluss noch laufendes Forschungsprojekt in Mecklenburg-Vorpommern trägt den Titel „Opfer von häuslicher Gewalt im Kontakt mit Polizeivollzugskräften in MV“ und betrachtet laut dem Innenministerium auch das Merkmal Geschlecht. Den Angaben auf der Projektwebseite nach sollen Betroffene nach ihren Erwartungen an die Polizei befragt werden und die Ergebnisse im März 2024 vorliegen.

Unter den acht Handlungsempfehlungen, die die KFN-Forscher am Ende ihres Berichts formuliert haben, befinden sich zwei mit Polizeibezug. So sollten Polizeikräfte „für unterschiedliche Täter-Opfer-Konstellationen bei häuslicher Gewalt noch stärker sensibilisiert werden“. Zudem gibt es den Vorschlag einer „Sensibilisierungskampagne“ für Partnerschaftsgewalt, die auch die Betroffenheit von Männern thematisiert und die Rolle sowie Aufgaben von Akteuren wie der Polizei erklärt.

Nina Lenhardt



Alle Antworten der Behörden: forum-opferhilfe.de

Christiane Feichtmeier ist Mitglied des geschäftsführenden Bundesvorstands der Gewerkschaft der Polizei (GdP) und seit 2013 Leiterin von deren „AG Häusliche Gewalt“. 1990 trat sie als eine der ersten Frauen in Bayern in die Polizei ein. Zuletzt war sie Sachbearbeiterin im Bereich Polizei im bayerischen Innenministerium, bevor sie bei der Wahl 2023 für die SPD in den bayerischen Landtag gewählt wurde. Feichtmeier ist Mitglied des WEISSEN RINGS, 51 Jahre alt und lebt in Tutzing im Landkreis Starnberg. Nach dem Interview in der GdP-Landesgeschäftsstelle in München reiste sie wieder dorthin zurück, um nachmittags in ihrer Rolle als Politikerin über eine bessere Frauenhaus-Finanzierung zu debattieren.

Die Schutzpolizei ist oft die erste Instanz vor Ort, wenn es um Gewalt in Beziehungen geht. Was bedeutet das für die Arbeit der Polizei?

Wenn die Beteiligten vorher nicht polizeilich in Erscheinung getreten sind, dann wissen wir erst mal gar nicht, was sich da in der Wohnung gerade abspielt. Als Streifenbesatzung sind wir nur zwei Personen, und es ist ein immenser Stress, das Pärchen zu trennen, nach den Kindern zu schauen, falls welche da sind, und zu versuchen, die Sache zu klären. Alles muss vor Ort entschieden werden, zum Beispiel, ob jemand die Wohnung verlassen oder jemand in einer sicheren Unterkunft untergebracht werden muss.

Es gibt den Grundsatz: „Wer schlägt, der geht.“ Männer sind aber eher von psychischer Gewalt betroffen. Wie schwierig ist es, die Situation richtig einzuschätzen und zu erkennen, wer Opfer und wer Täter oder Täterin ist?

Ich glaube, sobald sich die Tür öffnet und die Frau verheult ist oder vielleicht ein blaues Auge hat oder blutet, dann gehen wir davon aus, dass sie das Opfer ist und der Mann der Täter. Als Polizistinnen und Polizisten sind wir Teil der Gesellschaft und haben auch viele Stereotype in unseren Köpfen. Und das können wir nicht einfach abschalten, wenn wir im Dienst sind, das nehmen wir mit. Wenn eine Frau psychisch Gewalt gegenüber ihrem Partner ausübt, kriegt das wahrscheinlich von außen niemand mit, etwa in der Nachbarschaft, weil diese Gewalt weder laut ist noch als körperliche Verletzung sichtbar. Genau das macht es auch für die Polizei so schwierig. Natürlich gibt es interne Konzepte, die besagen, dass es

„Wir als Polizei müssten mehr sensibilisiert werden“

Ein Gespräch über Erfahrungswerte und Stereotype mit Christiane Feichtmeier von der Gewerkschaft der Polizei



Foto: Nina Lenhardt

geschlechtsunabhängig ist, wer Opfer ist. Aber unsere Erfahrung ist, dass man eben viel öfter mit Frauen als Opfer zu tun hat als mit Männern. Ich glaube, wir als Polizei müssten hier mehr sensibilisiert werden.

Wie kann das gelingen?

In Bayern und anderen Bundesländern gibt es mittlerweile immerhin Schwerpunktabteilungen, das ist ein guter Anfang für eine Sensibilisierung, denn dort werden die Betroffenen vernommen. Aber es braucht kontinuierliche Dienstunterrieche für den Streifendienst, der den Erstkontakt hat. Dort müssen wir fragen: Sind wir sensibel genug gegenüber männlichen Opfern im Zusammenhang mit häuslicher Gewalt? Die Zeit sollte man sich nehmen. Vonseiten des Dienstherrn sollten Konzepte an die Dienststellen rausgegeben werden, in denen man sich ohne Weiteres und total niederschwellig informieren kann.

Ist Partnerschaftsgewalt auch in Ihrem privaten Umfeld Gesprächsthema?

Ich spreche öfter mit meinem Mann darüber, er hat mich schon gefragt, ob wir uns manchmal Gedanken machen, dass Männer Opfer sein können. Denn in der Öffentlichkeit liegt der Fokus ebenfalls auf den Frauen. Wahrscheinlich macht das etwas mit den betroffenen Männern, die sagen sich: Wir haben gar keine Lobby und wo sollen wir überhaupt hingehen? Wie kommt das bei der Polizei an, wenn ich als Mann dort anrufe? Vor unserem Gespräch habe ich mal recherchiert, was es bei der Polizei an Infomaterial für Betroffene gibt: Es gibt einen Flyer – aber der richtet sich nur an Frauen, der Mann als Opfer kommt da nicht vor.

Die Mitglieder der „AG Häusliche Gewalt“ in der GdP sind seit Arbeitsaufnahme 2013 alle Frauen. Gibt es so etwas auch für Männer?

Ich gebe Ihnen recht, wir sind quasi seit über zehn Jahren nur damit beschäftigt, dass sich Frauen für Frauen einsetzen. Das hängt auch damit zusammen, dass wir mit einem Anteil von 30 Prozent der Beschäftigten unterrepräsentiert sind. Das ist schon interessant: Wir haben in der GdP Gruppen für die Jugend, für Senioren, für Frauen, aber keine für Männer. Da die „AG Häusliche Gewalt“ aus einer Gruppe von Frauen entstanden ist, haben wir uns noch nie Gedanken darüber gemacht, ob wir die AG öffnen sollten. Aber eigentlich könnten wir das Thema Partnerschaftsgewalt gut gemeinsam mit Kollegen bearbeiten. Die Erfahrung zeigt ja, dass gemischte Teams am besten arbeiten.

Die AG fordert eine einheitliche Definition für häusliche Gewalt. Warum?

In den Bundesländern bestehen noch immer verschiedene Definitionen zur Erfassung des Phänomenbereichs. Diese unterscheiden sich dadurch, ob nur der stark begrenzte Bereich Partnerschaftsgewalt in die Statistik aufgenommen wird oder auch Gewalt zwischen Eltern und Kindern oder unter sonstigen Angehörigen unter den Begriff fällt. Deshalb ist ein aussagekräftiger Vergleich der erhobenen Daten nicht möglich. Für eine länderspezifische Präventionsarbeit wäre das jedoch entscheidend. Zuständig für eine Festlegung einer einheitlichen Definition wäre die Innenministerkonferenz.

Nina Lenhardt

Die Schwäche der Superhelden

Traditionelle Männerbilder prägen unsere Vorstellungen und Erwartungen – und sie machen Männern und Frauen das Leben schwer. Was hat es damit auf sich, wie lassen sich diese Bilder überwinden?

Wie soll er sein, der „echte“ Mann? Stark, mutig, hart und durchsetzungsfähig? Der Ernährer und Versorger, der im Job performt und Führungsstärke zeigt? Der fürsorgliche Familienvater und liebevolle Partner? Oder am besten alles zusammen?

Auch wenn die Vorstellungen von Männlichkeit heute im Wandel sind und verschiedene Entwürfe in der Öffentlichkeit gezeigt werden: „Die hegemoniale Männlichkeit ist nach wie vor sehr präsent“, sagt Katja Sabisch, Professorin für Gender Studies an der Ruhr-Universität Bochum. „Hegemoniale Männlichkeit“ meint die Vorstellung, dass Männer eine dominante soziale Position einnehmen, während Frauen untergeordnet sind. Sie sei stark verknüpft mit Charaktereigenschaften wie Stärke, Entscheidungsfreude und dem Übernehmen von Macht, sagt Katja Sabisch.

Diese Zuschreibungen zeigen sich auf zahlreichen Ebenen, wie ein Blick nach Hollywood zeigt. Der Bechdel-Test etwa, mit dem anhand einfacher Fragen Filme eigentlich auf eine stereotype Darstellung von Frauen überprüft werden, zeigt im Umkehrschluss: Im Film sind Männer noch immer die handelnden Subjekte, Frauen die Objekte. „Da gibt es bestimmte Ordnungsmuster, die stabil sind und nicht verlassen werden“, sagt Katja Sabisch. Und selbst wenn sogar in Superheldenfilmen Frauen heute nicht mehr nur schwache Rollen einnehmen und immer öfter Heldinnen spielen dürfen: Die Vorstellung vom Mann als Macher und Entscheider bleibt präsent.



Markus Theunert lebt in der Schweiz und befasst sich als Buchautor und Blogger mit Männlichkeit.
Foto: Ruben Wyttenbach

Auch in der Musik werden zwar nicht nur, aber doch immer wieder traditionelle Vorstellungen von Männlichkeit vermittelt. Da ist das Bild von Stärke und Kraft, das etwa eine Rockband wie Rammstein vermittelt. Aber auch wenn Popsänger wie Justin Bieber zwar oft über Herzschmerz, aber eben auch über ihren Erfolg bei Frauen singen, so wie in den Songs „Confident“ oder „Yummy“. Und natürlich wenn es in Songs von erfolgreichen Rappern wie Gzuz oder Bonez MC darum geht, wie hart, reich und erfolgreich sie sind und dass sie alles tun und bekommen, was sie wollen. Etwa mit Zeilen wie „Fährt der Benz auf Chrom / ist Showtime / bin ein Superstar so wie 2Pac“ im Song „Cinnamon Roll“ oder mit Texten wie „Ich laufe rum, wo ich will, mache Stress, mit wem ich will. Hab' was Echtes in der Tasche und verletz' dich, wenn ich will“ im Song „Wenn ich will“.

Laut Markus Theunert, Gesamtleiter von männer.ch, dem Dachverband progressiver Männer- und Väterorganisationen in der Schweiz und der gleichnamigen Fachstelle, zeigen Untersuchungen zudem, dass acht von zehn Figuren in Videospielen Männer sind. Eine Mehrheit davon sei hypermaskulin – Ur-Alphas, supermuskulös und meist bewaffnet. Frauen hingegen seien in der Regel nackt oder halbnackt.

Bereits Kindern werden solche Rollenbilder vermittelt. 2015 veröffentlichte die TU Berlin eine Untersuchung, in der Studierende 501 T-Shirts für Jungen und Mädchen verglichen haben. Während auf den Shirts für Mädchen häufig Worte wie „sweet“, „cute“, „lovely“ oder „Princess“ zu lesen waren, standen auf denen für Jungen Dinge wie „crazy“, „cool“, „wild“ und „strong“. Die T-Shirts für Jungen zeigten oft Motive, die mit Sport, Abenteuer, Natur oder Superkräften zu tun hatten.

T-Shirts sind nicht die einzigen Dinge, die für Kinder nach Geschlecht sortiert werden. Vom Spielzeug über den Schulranzen bis zur Trinkflasche wird in Rosa und Blau sowie in Prinzessin und Superheld eingeteilt. Schon im Kindesalter werden dem Nachwuchs also bestimmte Erwartungen mitgegeben, wenn auch unterschwellig.

Diese Erwartungen betreffen Jungen beim Aufwachsen ganz besonders. „Mädchen haben ein größeres Repertoire an Möglichkeiten“, sagt Katja Sabisch. Sie können Jeanshosen tragen und eine Brotdose mit Fußballmotiv in der Schul- oder Kitatasche haben. Bei Jungen, die einen Rock anziehen oder eine rosafarbene Einhorn-Trinkflasche im Gepäck haben, sehe das anders aus. Männlichkeitsnormen wirkten sehr streng und stark, die Sozialisation von Jungen und Männern sei oft eingeschränkter und zwanghafter. „Alles, was weiblich konnotiert ist, wird als Schwäche ausgelegt“, sagt Sabisch. Und Schwäche hat in der Vorstellung vom starken, harten, machtvollen Mann keinen Platz. „Verletzlichkeit ist kein Konzept, das in diesen Männlichkeitsnormen vorgesehen ist“, sagt Markus Theunert.

Hier komme es zu einer Gleichzeitigkeit von Widersprüchen. „Wir erleben keine Transformation von Männlichkeitsvorstellungen, sondern eine Überlappung“, sagt der Psychologe und Männeraktivist Theunert. Männlichkeitsnormen entwickelten sich nicht in eine klare Richtung – nicht das Neue löse das Alte ab. Stattdessen gelte das Alte weiter, die traditionelle Vorstellung von Männlichkeit, während neue Anforderungen hinzukämen, etwa der Wunsch vieler Frauen nach fürsorglichen Familienvätern, einfühlsamen Partnern und Teamplayern. Und das passe nicht zusammen.

„An Männer werden – wie auch an Frauen – Doppelbotschaften adressiert, die nicht auflösbar sind. Doch diese Unauflösbarkeit wird gesellschaftlich nicht anerkannt oder thematisiert“, sagt Markus Theunert. Keiner könne gleichzeitig Superperformer im Job sein und zu Hause die Hälfte der Sorgearbeit übernehmen. Der Einzelne werde mit diesen Widersprüchen allein gelassen. Das führe zu Rückzug und Verunsicherung,



Katja Sabisch ist Professorin für Gender Studies an der Ruhr-Universität Bochum.
Foto: Bettina Steinacker

aber auch zu Wut und Frust. Und immer wieder zur Flucht in traditionelle Vorstellungen von Männlichkeit. Die eben, mit denen man aufgewachsen ist und die dann scheinbar Sicherheit geben.

Das zeigt sich auch auf der politischen Ebene, wo rechte Kräfte und Parteien wie die AfD immer stärker werden. Diese sind immer mit traditionellen Vorstellungen von Mann, Frau und Familie und mit Antifeminismus verknüpft. „Das ist wie eine Art symbolischer Kleber, der die verschiedenen Strömungen zusammenhält“, sagt Katja Sabisch. In der letzten Zeit äußern sich immer mehr konservative bis rechtsradikale Politiker gegen Geschlechtervielfalt oder gendergerechte Sprache. „Da müssen wir sehr auf der Hut sein und Errungenschaften verteidigen“, sagt die Gender-Forscherin – zumindest, wenn wir in Zukunft eine gerechtere Gesellschaft haben möchten.

Auch Markus Theunert warnt vor der politischen Entwicklung. Aussagen gegen Gleichstellung, die einen vor zwanzig Jahren in der Öffentlichkeit noch unmöglich gemacht hätten, seien heute wieder gesellschaftsfähig. Doch es sei schon in der Geschichte immer wieder so gewesen: Je unsicherer die Zeiten, desto größer das Bedürfnis nach traditionellen Rollenmustern und starken Führungsfiguren.

„Alles, was weiblich konnotiert ist, wird als Schwäche ausgelegt.“

Katja Sabisch

Neben der politischen Komponente mehren sich auch in den sozialen Medien Vertreter traditioneller Geschlechtervorstellungen. Influencer wie Andrew Tate etwa – aktuell ca. 8,6 Millionen Follower auf X (vormals Twitter) – erfahren dort viel Zuspruch, wenn sie von Alphamännern sprechen und erklären, wie sich ein echter Mann zu verhalten habe: stark sein, sich durchsetzen, sich nichts gefallen lassen. Damit rechtfertigen diese Influencer einen Anspruch auf Macht und auf Frauen.

Zum Problem wird das, wenn sich Jungen und junge Männer an solchen Vorbildern orientieren, weil ihnen andere fehlen. „Für Jungen sind gleichgeschlechtliche Rollenmodelle im Alltag weniger verfügbar als für

Mädchen“, sagt Markus Theunert. Die Sozialisation sei nach wie vor sehr weiblich geprägt: Oft sei die Mutter präsenter, wenn der Vater klassisch die Versorgerrolle übernimmt und arbeiten geht. Das Kita-System und die Grundschulen seien weiblich dominiert. „Das führt dazu, dass Jungen sich andere Vorbilder suchen, und da liegt die Orientierung an virtuellen Helden nahe“, so Theunert. Ein fruchtbarer Boden für Andrew Tate und ähnliche Influencer. „Es gibt einen eklatanten Mangel an alltagsnahen Vorbildern, die eine Vielfalt von Männlichkeit leben. Jungs brauchen Identifikationsfiguren und die wählen sie sich dort, wo sie sie finden. Dass diese nicht unbedingt hilfreich sind, um ein realistisches Männerbild zu bekommen – das ist nicht neu.“

Theunert verweist auf Untersuchungen, laut denen die Ansichten zur Geschlechterordnung in Deutschland ungefähr dreigeteilt sind:

- Das erste Drittel befindet sich demnach in einer Vorwärtsbewegung: Männer, die sich selbst als Feministen verstehen und Gleichstellung vorantreiben wollen. Männer, die zum Beispiel selbst mehr Zeit mit ihren Kindern verbringen wollen und das umsetzen. Auch diese Männer haben ihren Platz in der Medienöffentlichkeit und thematisieren dort Ungerechtigkeiten und Einsichten zu ihrer Rolle als Mann.
- Das zweite Drittel umfasst laut Theunert Männer, die auf einer rhetorischen Ebene Gleichstellung befürworten, diese aber noch nicht unbedingt in ihrem Verhalten umsetzen. Bei diesen Männern bleibe unklar, wie stabil und verinnerlicht die Zustimmung zu Geschlechtergerechtigkeit und Wandel ist.
- Das dritte Drittel bildet den Gegenpol zum ersten: Männer, die zurück wollen zu einer hetero-normativen, binären Geschlechterordnung von gestern. Männer, die männerrechtlerisch denken und reaktionär. Darunter fallen nicht nur die gern genannten „alten weißen Männer“ – auch in jüngeren Kreisen gibt es eine Renaissance antifeministischer Ressentiments. Die „Financial Times“ hat kürzlich Daten zur politischen Einstellung der Generation Z ausgewertet, also von Menschen im Alter zwischen 18 und 30 Jahren. Ein Ergebnis ist, dass junge Frauen ein deutlich liberaleres Weltbild entwickeln als vorherige Generationen. Männer hingegen hätten sich mehr dem rechten politischen Spektrum angeschlossen.

Dabei leiden nicht nur Frauen unter diesem Verständnis von Männlichkeit, das immer wieder mit dem Wort „toxisch“ (deutsch: schädlich) beschrieben wird, sondern

auch die Männer selbst. Männliche Sozialisation heiße oft, sich von seiner Innenwelt abzuwenden, sagt Markus Theunert, der auch als psychologischer Begleiter tätig ist. Ein richtiger Mann hat demnach keine Gefühle, außer vielleicht Wut oder Aggression. Er regelt alles mit sich selbst, hat keine Probleme. Und: Ein echter Mann wird kein Opfer. Im Umkehrschluss: Ein Opfer ist kein echter Mann. Das bedeutet auch, dass Männer sich seltener Hilfe suchen, wenn sie Opfer werden. „Dieses Verbot, sich seiner Innenwelt zuzuwenden und die eigenen Gefühle wahrnehmen zu lernen, verhindert, dass Jungen und Männer die Basiswerkzeuge entwickeln, die sie brauchen, um sich in Konflikten auf eine gute, gewaltfreie Art behaupten zu können“, sagt Markus Theunert. Außerdem bedeute Leben nach traditionellen Männlichkeitsvorstellungen oft, früher, unglücklicher und einsamer zu sterben.

Früher, weil Männer, die nach diesen Vorstellungen leben, oft riskanter und ungesünder leben. Sie sterben häufiger bei Verkehrsunfällen, durch Suizid oder bei Unfällen beim Sport und auf der Arbeit, rauchen häufiger, trinken mehr und ernähren sich ungesünder, fasst Markus Theunert zusammen. Unglücklicher, weil „traditionelle Männlichkeitsvorstellungen von Männern verlangen, auf nichts und niemanden angewiesen zu sein“, sagt Theunert. Im Alter zerbreche diese Unabhngigkeitsillusion – das mache es schwieriger, das Älterwerden anzunehmen. Und sie sterben einsamer, weil traditionelle Männlichkeit mit einer begrenzten Fähigkeit einhergehe, stabile soziale Netze zu knüpfen. Das falle oft erst im Ruhestand auf, wenn der Kontakt mit Arbeitskolleginnen und -kollegen weg falle. Und immer wieder trennten sich Ehefrauen heute – anders als früher – nach dem Auszug der Kinder.

„Es gibt einen eklatanten Mangel an alltagsnahen Vorbildern, die eine Vielfalt von Männlichkeit leben.“

Markus Theunert

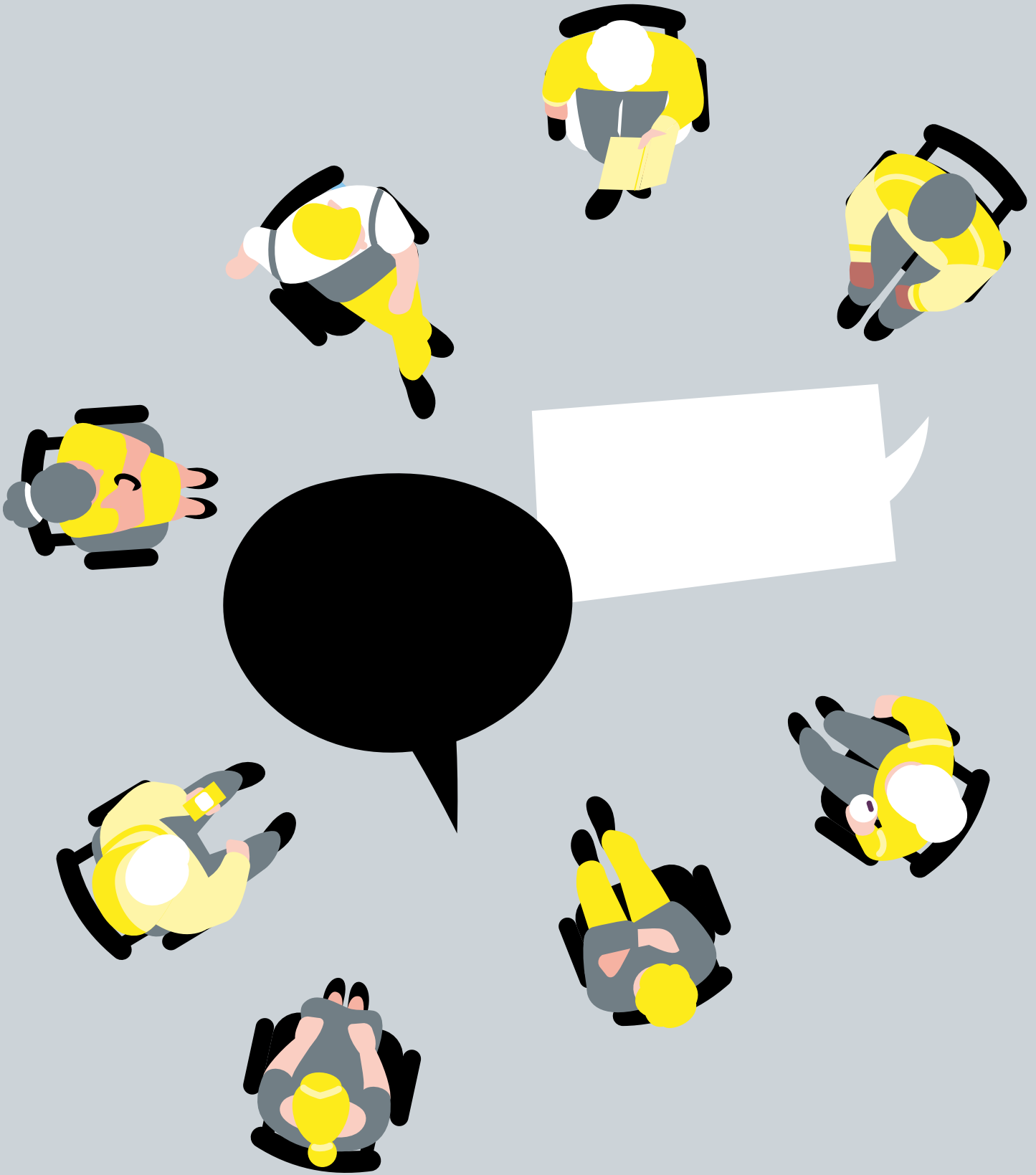
Es gebe eine große Mehrheit an Menschen, die eine tiefe Sehnsucht nach Egalität und einem selbstbestimmten Leben jenseits von Geschlechterkonzepten haben, sagt Theunert. Das sei empirisch belegt und mit seinen Erfahrungen in der Beratung untermauert. „Das Ausleben dieser Sehnsucht stößt aber an vielfältige Grenzen.“ Das habe viel damit zu tun, dass zu wenig anerkannt sei, welche Tragweite so eine Veränderung habe. Wenn etwa behauptet werde, Gleichstellung und Gleichberechtigung seien fast geschafft oder zumindest auf einem guten Weg – und dabei übersehen werde, dass die patriarchalen Strukturen, in denen wir leben, seit Jahrhunderten gewachsen sind.

Doch was müsste passieren, damit sich an diesen hartnäckigen Vorstellungen von Männlichkeit etwas ändert? Markus Theunert sagt, man müsse flächendeckend in Jungenpdagogik, Mnnerbildung und Väterberatung investieren. „Die fachlichen Konzepte, die Fachkräfte, die Strukturen – es ist alles da. Was aber fehlt, sind der politische Auftrag und Wille und die Mittel.“

Auch Katja Sabisch sieht auf verschiedenen Ebenen Handlungsbedarf. Zum Beispiel auf politischer und juristischer Ebene: Das Ehegattensplitting bei der Steuererklärung etwa fördere eine traditionelle Rollenverteilung in der Familie. Organisationen wie Kita oder Schule sollten ein Auge auf bestimmte Handlungsmuster haben und sensibel mit Geschlechterdynamiken umgehen. Sie sollten zum Beispiel einschreiten, wenn Jungen ausgegrenzt werden, weil sie weiblich konnotierte Dinge gut finden. Genauso wie jede und jeder Einzelne im Alltag genauer hinsehen müsse, sowohl im zwischenmenschlichen Austausch als auch bei den eigenen verinnerlichten Denkweisen. Wichtig sei auch die symbolische Ebene, also welche Darstellungen es in Film und Fernsehen gibt. Da bewege sich durchaus etwas. Netflix versuche beispielsweise in neuen Serien progressive und diverse Perspektiven auf das Geschlecht zu zeigen. Doch das allein funktioniere eben nicht. „Wenn wir Erfolg haben wollen, müssen wir an all diesen Ebenen ansetzen“, sagt Katja Sabisch.

Das müssen nicht nur Männer selbst tun, sondern wir alle – und dabei endlich erkennen, dass es ihn vielleicht nicht gibt, den „echten“ Mann.

Carolin Scholz



Sehen und gesehen werden

Die Justizvollzugsanstalt (JVA) Bielefeld-Brackwede wagt ein besonderes Projekt: Sie organisiert Treffen zwischen Tätern und Opfer schwerer Straftaten. Das Ziel: Resozialisierung der einen und Rehabilitation der anderen. Kann das gelingen?

Es sind zwei ungleiche Gruppen, die an diesem kalten Wintertag in der Justizvollzugsanstalt Bielefeld-Brackwede zusammenkommen, und doch sind sie auf unheilvolle Weise miteinander verbunden: Die einen, vier Inhaftierte, haben eine schwere Straftat begangen – Mord, Raub oder schwere Körperverletzung. Die anderen fünf sind Opfer einer schweren Straftat geworden.

Da ist zum Beispiel Sven*. Er sitzt nicht nur wegen diverser bewaffneter Raubüberfälle im Gefängnis, er hat auch einen jungen Mann mit Tritten und Schlägen ins Krankenhaus geprügelt. Da ist auch Stefan Exner, der einer Frau das Leben gerettet hat und dafür fast selbst mit seinem Leben bezahlen musste. Beide Seiten haben sich lange auf dieses Treffen vorbereitet, und doch sind sie an diesem Samstagvormittag nervös. Einige haben in der Nacht zuvor kaum geschlafen. Sie begrüßen sich bei Kaffee und Keksen, dann bilden sie einen Stuhlkreis im Mehrzweckraum der JVA. Der Tag kann beginnen.

Es ist der dritte Täter-Opfer-Kreis unter der Leitung von Daniela Hirt, Sozialpädagogin und Fachkraft für Täterarbeit. Die ersten beiden hat sie in der JVA im niedersächsischen Oldenburg geleitet, nun also Bielefeld in Nordrhein-Westfalen. Folgt man ihr, dann gibt es diese Gruppentreffen von Tätern und Opfern im deutschen Erwachsenenstrafvollzug sonst nicht. Auf den ersten Blick ist das kaum verwunderlich: Es scheint

wenig sinnvoll, Täter und Opfer aufeinandertreffen zu lassen. Was sollte dabei zu gewinnen sein? Und doch hat man in einigen anderen Ländern gute Erfahrungen gemacht mit Projekten dieser Art, die unter den Begriff Restorative Justice fallen, frei übersetzt: „ausgleichende Gerechtigkeit“. Das sind Maßnahmen, die das Opfer einbeziehen, statt es wie sonst überwiegend außen vor zu lassen. Sie zielen auf ein Stück Wiedergutmachung, weil eine Verurteilung allein das nicht leisten kann. Auch der Täter-Opfer-Ausgleich gehört zur Restorative Justice, bei dem sich allerdings Täter und Opfer derselben Tat begegnen. Beim Täter-Opfer-Kreis hingegen geht es um Gruppentreffen von Tätern und Opfern ähnlicher Taten.

Wie aber soll eine solche Annäherung beiden Seiten helfen, vor allem den Opfern?

Ich treffe Stefan Exner an einem Montagvormittag in Bielefeld. Er lebt mit Frau und Hund in einer Wohnung. Exner, 58, Berufskraftfahrer, trägt Brille, graue frisierte Haare und einen gepflegten Bart. Der Eindruck ist freundlich. Keiner, dem man ansieht, dass er noch immer darunter leidet, was sich im Februar 2021 zugetragen hat. Ein Sonntagmorgen gegen 6 Uhr, wie immer war Exner schon früh im großen Garten, trank seinen Kaffee, rauchte seine Zigarette. Da hörte er jemanden um Hilfe schreien. „Es war klar, das waren keine herumalbernden Jugendlichen, das war einfach Todesangst. Ich habe alles fallen gelassen.“ Er lief raus aus dem Garten, durch ein Wäldchen, das von einer Mauer begrenzt wurde. Dahinter war die Straße. Ein Mann hatte eine Frau aus dem Auto gezerrt. Exner war sofort klar, dass er dabei war, sie zu erwürgen. Die Frau hatte gerade ihre Nachtschicht in einer Einrichtung für psychisch Kranke beendet, die sich in der Nähe befindet. Der Mann war dort in Behandlung, Exner hatte sein aggressives Verhalten schon häufiger mitbekommen. So wie sich der Mann verhielt, musste er sich in einer akuten Psychose befinden, vermutete Exner. Das hieß: Sein Verhalten war schwer vorherzusehen. Exner stellte sich auf die Mauer, brüllte. Der Täter ließ von der Frau ab, sprang auf die Mauer, schrie, dass er ihn tötet. „Dann hat er auf mich eingepügelt. Und der konnte das.“ Exner macht seit 50 Jahren Jiu Jitsu, waffenlose Selbstverteidigung, das rettete ihm vermutlich das Leben. Kurze Zeit später kam die Polizei, überwältigte den Täter mit mehreren Einsatzkräften. Mehr als einen Monat ging Exner auf Krücken. Überall hatte er Prellungen und Platzwunden.

In der Folge musste Stefan Exner feststellen, dass sich für ihn, das Opfer, kaum jemand interessierte. Selbst bei dem Versuch, sich seine zerstörte Brille ersetzen zu lassen, scheiterte er ein ums andere Mal. „Du findest alles im Internet. Wie du ein Ei kochst, aber nicht, wie du zu deinem Recht kommst, nach einer Straftat entschädigt zu werden. Täterschutz geht vor Opferschutz, das habe ich immer für eine übertriebene Aussage gehalten, bis ich selbst Opfer geworden und überall vor die Wand gelaufen bin. Das war viel frustrierender als die brutale Attacke.“ Ein Bekannter empfahl Exner den WEISSEN RING. Also meldete er sich bei Ilse Haase, Leiterin der Außenstelle Bielefeld. Zum ersten Mal hatte er das Gefühl, dass sich jemand für ihn, das Opfer, interessierte. Mit ihrer Hilfe bekam er das Geld für seine neue Brille zurück – von der Unfallkasse Nordrhein-Westfalen, die Nothelfern ihren Schaden ersetzt – und begann eine Trauma-Therapie, als er feststellte, dass er den Vorfall noch nicht verarbeitet hatte. Sie dauert noch an. „Sonntagmorgens im Garten Kaffee trinken, das ist eine echte Überwindung. Ich tu's, weil's zur Therapie gehört. Wenn jetzt ein paar Jugendliche grölend nach Hause ziehen, gehen bei mir die Nackenhaare hoch.“ Einen Gerichtsprozess gegen den Angreifer hat es noch nicht gegeben. Exner weiß nicht, ob der Mann noch immer in einer forensischen Einrichtung untergebracht ist.

Psychische Probleme verarbeiten

Eines Tages machte ihn Haase auf eine weitere Möglichkeit aufmerksam, seine psychischen Probleme zu verarbeiten: den von Daniela Hirt entwickelten Täter-Opfer-Kreis. Hirt hatte schon einige Jahre zuvor nach einem Weg gesucht, um sowohl Tätern als auch Opfern dabei zu helfen, in ihrer Entwicklung weiterzukommen. „Betroffenenorientiertes Arbeiten im Strafvollzug“ (BoAS) nennt sie das. Mehrere Täter und Opfer ähnlicher Straftaten sollen sich im Gefängnis begegnen und davon profitieren: die eine Seite durch Resozialisierung, die andere durch Rehabilitation. Dem Täter soll vor Augen geführt werden, welche Folgen Taten wie seine für Opfer und Angehörige haben können. Im besten Fall soll die Empathie dafür sorgen, dass sie kein weiteres Mal zum Straftäter werden. Betroffene könnten durch die Teilnahme mit dem Geschehen abschließen, sich endlich als Opfer wahrgenommen fühlen. „Es gibt ihnen die Möglichkeit, gehört und gesehen zu werden“, sagt Hirt. Nach einer Tat fielen sie oft hinten runter, sollen schnell wieder arbeiten gehen, niemand frage mehr, wie es ihnen geht. Selbst vor Gericht träten sie nur als Zeugen auf, wenn sie nicht als Nebenkläger beteiligt sind. Inspiriert wurde Hirt durch das „Sycamore Tree Project“, das seit 1995 Gefangene und Opfer von Straftaten in Gefängnissen zusammenbringt, mittlerweile in mehr als 30 Ländern.

2016 setzte Hirt das Konzept in der JVA Oldenburg um, später leitete sie es dort ein weiteres Mal. Viel häufiger aber stieß sie auf Skepsis und Ablehnung in den deutschen Justizministerien. Man sah den Bedarf nicht oder fürchtete, Opfer würden hier bloß benutzt, um Täter wieder auf den rechten Weg zu bringen. Uwe Nelle-Cornelsen, bis 2022 Leiter der JVA Bielefeld-Brackwede, sah das anders. Vor einigen Jahren hatte er Mitarbeiter aus dem belgischen Strafvollzug kennengelernt. Dort hatte es nach den Verbrechen des Mörders und Sexualstraftäters Marc Dutroux Reformen gegeben. Unter anderem konnten sich Opfer von Straftaten seither an eine zentrale Stelle richten, um mit dem Täter in Kontakt zu treten. 2015 führte Nordrhein-Westfalen die „opferbezogene Vollzugsgestaltung“ ein. Diese sieht unter anderem für jede JVA einen Beauftragten für Opferbelange vor. Dann stieß Nelle-Cornelsen auf das Konzept von Daniela Hirt. Ihm war klar, dass es hohe emotionale Hürden zu überwinden galt. Er sagt, man könne sich schließlich schwer vorstellen, dass ein Opfer noch mal einem Täter begegnen wolle. Aber er sagt auch: „Wo man es probiert hat, sind die Erfahrungen erstaunlich gut.“

Hirt plante viel Zeit für die Vorbereitung ein. Gefangene und Opfer sollten nicht einfach so im Gefängnis aufeinandertreffen. Das Konzept sah vor, einen „Vertrauensraum“ zu schaffen, in dem alle Beteiligten (von den Taten) erzählen können. Ein Team der JVA Brackwede, Psychologin Cornelia Wylenzek und Sozialarbeiter Daniel Rilli, passten Hirts Konzept für das Gefängnis an. Hirt fungierte als neutrale Person, damit beide Seiten Vertrauen fassen konnten. Für sie war klar: „Das Allerwichtigste ist der Schutz der Opfer.“

Wylenzek sagt, in den ersten Jahren im Vollzug hätte sie gelernt: Wir sind für die Täter zuständig; die Beschäftigung mit den Opfern, so war damals die Sorge, hätte diese Arbeit stören können. „Das war ein Feld, auf dem wir nie gearbeitet hatten“, sagt auch Daniel Rilli. Sie hätten sich erst mal gefragt, ob der Strafvollzug überhaupt auf Opfer zugehen dürfe. Ilse Haase vom WEISSEN RING vermittelte interessierte Personen. Ziel war es, Täter und Opfer ähnlicher Straftaten zusammenzubringen, damit man nicht über völlig unterschiedliche Ereignisse sprach.

Die Teilnehmer suchte das Team um Daniela Hirt nach langen Gesprächen aus. Die Inhaftierten mussten grundsätzlich Verantwortung für ihr Handeln übernehmen, ihre Schuld anerkennen und bereit sein, sich mit den Folgen für die Opfer auseinanderzusetzen. Den Tätern wurde für ihre Teilnahme keine Hafterleichterung in Aussicht gestellt. Die Opfer sollten bereits psychisch gefestigt sein, auf einem guten Weg der Verarbeitung. Alles sollte getan werden, um eine Retraumatisierung zu verhindern. „Es gibt eine Zeit, da ist die Tat zu frisch,



Daniel Rilli · Foto: David Interlied

„Das war ein Feld, auf dem wir nie gearbeitet hatten.“

Daniel Rilli, Sozialarbeiter in der JVA Brackwede

da kann man sich nicht vorstellen, die Geschichte fremden Leuten zu erzählen, in einer JVA mit Inhaftierten“, sagt Hirt. „Und eine Zeit, wo man nichts mehr davon wissen will.“

Beide Gruppen trafen sich zunächst viermal getrennt, bevor sie in der JVA zusammenkommen sollten. Die Treffen unter der Leitung von Hirt, Rilli und Wylenzek waren auf beiden Seiten ähnlich strukturiert, nur ging es um andere Perspektiven: Die einen hatten eine Tat begangen, die anderen waren Opfer geworden. Beide Gruppen sahen sich auch den Dokumentarfilm „Beyond Punishment“ an (2015, Regie: Hubertus Siegert), der anhand dreier Beispiele aus Norwegen, den USA und Deutschland zeigt, wie sich Täter und Opfer annähern – und auch wieder entfernen. In dem Film geht es unter anderem um den Mörder einer jungen Frau und deren Vater. Beim letzten Gruppentreffen erhielten die Geschädigten eine Führung durch die JVA und sahen sich auch den Raum an, in dem sie die Gefangenen treffen würden. So sollten sie Sicherheit gewinnen.

Als Opfer wahrgenommen zu werden mit Ängsten und allen Folgen, das hatte Stefan Exner aus Bielefeld bei der Polizei nicht erlebt, in den Gruppentreffen schon. Für ihn war es bereits eine große Erleichterung zu sehen: Er war nicht das einzige Opfer. Es gab Wege da raus. Zum Vorbild nahm er sich einen anderen Teilnehmer, der bereits am Tag nach der Tat zum Tatort zurückgekehrt war: an seinen Arbeitsplatz. „Der war ein Riesenbeispiel für mich: Du verkrümelst dich jetzt nicht, du gehst raus.“ Wenn es ihm doch zu viel wurde, hatte Exner wie alle anderen einen in der JVA gefertigten kleinen Anker aus

Holz. Den konnte er in solchen Momenten auf den Boden legen und wortlos rausgehen, um durchzuatmen. Aber nie hatte Exner das Gefühl, aussteigen zu müssen. Das wäre allen Beteiligten jederzeit möglich gewesen.

Eine Landkarte der Befindlichkeit

Jede Sitzung begann mit dem Entzünden einer Kerze und einem Moment der Stille, in dem der Opfer von Straftaten gedacht wurde. Außerdem lag jedes Mal ein riesiges Tuch ausgebreitet auf dem Boden, die Landkarte der Befindlichkeit, eine Landschaft mit Bergen und einem See. Auf der Karte verorteten die Teilnehmer mit kleinen Gegenständen, wo sie an diesem Tag emotional standen und wo beim vorigen Treffen.

Vor der Begegnung in der JVA wusste niemand Genaueres von der anderen Seite, keine Namen, keine Fotos, keine konkreten Straftaten. Aber sie hatten Botschaften ausgetauscht. „Beide Seiten wünschten sich eine Begegnung auf Augenhöhe und einen respektvollen Umgang“, sagt Wylenzek. Stefan Exner ging mit zwei Gefühlen in den Tag: Zum einen war er total gespannt, zum anderen hatte er Angst. „Wir wussten, wir treffen da nicht auf Diebe und Wirtschaftsbetrüger. Da sitzen die richtig schweren Jungs. Mörder, Totschläger.“ Er sagt, es hätte ihn schon getriggert, wenn einer der Täter laut geworden wäre.

Die Opfer kamen zuerst in den Raum, so war es abgemacht. Die drei Projektleiter waren wieder dabei, aber im Raum waren keine Justizvollzugsbeamten. Dann folgten die Täter. „Die sahen nicht aus wie Straftäter, nicht ein Einziger von denen“, sagt Exner. „Sie trugen keine Handschellen, waren langärmelig angezogen, man konnte keine Tattoos sehen, sie waren zivil gekleidet, alle frisch rasiert. Ich habe festgestellt, die waren viel nervöser als wir. Die sind zum ersten Mal in ihrem Leben Opfern begegnet, die Dinge erlebt haben, die sie gemacht haben.“

Einer der teilnehmenden Täter war Sven. Ich treffe den 34-Jährigen in der JVA Bielefeld, nur wenige Stunden nach meinem Gespräch mit Exner. Kurze Haare, breites Kreuz, muskulöse Oberarme, Tätowierung. Er redet deutlich weniger als Exner, was auch daran liegen könnte, dass er noch immer Scham für seine Taten empfindet. Er spricht ruhig, als sei er darauf bedacht, nicht laut zu werden. Sven saß schon einmal im Gefängnis, von 2010 bis 2017, wegen mehrerer Raubüberfälle, schwerer Körperverletzung und Einbruch. Er wurde vorzeitig entlassen, beging weitere Straftaten, auch um seinen Kokainkonsum zu finanzieren. Nun sitzt er wieder im Gefängnis.

Es gibt Delikte, die ihn bis heute beschäftigen, vor allem eines. Er war gerade Anfang 20, mit anderen auf dem Nachhauseweg von der Disco, er hatte Drogen konsumiert. In einer Unterführung trafen sie auf eine andere Gruppe, es kam zum Konflikt. „Ich habe dann halt nicht lang gezögert“, sagt Sven. Er schlug und trat das Opfer. Danach haute er ab. Er habe die Tat sofort bereut, sagt er. Der Mann erlitt eine doppelte Schädelfraktur, es blieben Gleichgewichtsschwierigkeiten. „Das war schon heftig“, sagt Sven.

Tränen auf beiden Seiten

Als ihm Gefängnispsychologin Wylenzek von dem Projekt erzählte, war er gleich interessiert. Er habe viel Therapie gemacht, aber es sei immer nur um ihn gegangen. Das Opfer aus der Unterführung habe er nur bei Gericht gesehen. Damals habe er sich bei dem Mann entschuldigt, es war eine kurze Begegnung. Die Auseinandersetzung mit dem Opfer war das, was ihm fehlte. „Nee“, sagt Sven, er habe seine Tat noch immer nicht richtig verarbeitet. Aber die Aussicht, auf Opfer zu treffen, machte ihm auch Angst. Immer wieder dachte er darüber nach auszusteigen. „Abhauen ist immer einfacher als etwas durchzuziehen.“

Als er im Dezember 2022 den Mehrzweckraum betrat, überzeugte er sich als Erstes, dass wirklich keines seiner Opfer darunter war. Das hatte das Projektteam zwar vorher bei jedem geprüft, aber dennoch wurde Sven diesen Gedanken nicht los.

Für Stefan Exner war die Angst weg, als der erste Gefangene seinen Namen sagte. In der Mittagspause hörte er einmal irgendwo einen Schrei. Er zuckte kurz zusammen, dann sagte er sich: Du bist im Knast, dir kann nichts passieren. Nach dem Essen erzählten alle ihre Geschichte, die Opfer und die Täter. Auf beiden Seiten flossen Tränen. Exner hörte von einem Mann, der seine schwangere Frau erstochen hatte. Vom

Altenpfleger, der am Wochenende zum Hooligan wurde und einen Busfahrer in den Rollstuhl geprügelt hatte. Besonders in Erinnerung geblieben ist ihm der Täter, der als Kind aus einem Kriegsgebiet nach Deutschland kam und um den sich hier niemand so richtig kümmerte. Anerkennung fand er erst in einem Rockerclub. „Das war kein schlechter Kerl“, meint Exner. „Während er das erzählte, hat er Rotz und Wasser geheult.“ Sein letzter Satz habe gelautet: „Danke, dass ihr mir zugehört habt.“ Wenn man Menschen sehe und einen Namen dazu habe und ein bisschen von seiner Vorgeschichte, dann werde für ihn aus dem Täter auch ein Mensch. „Das war ein ganz besonderes Gefühl“, sagt Exner.

Die meisten Täter waren so alt wie seine Söhne. Er fragte sich: „Was wäre aus unseren Kindern geworden, wenn die nicht mit uns aufgewachsen wären?“ Er meint das nicht als Entschuldigung für die Taten, aber klar ist für ihn: Niemand kommt als Verbrecher auf die Welt. Jeder bringt eine Geschichte mit.

Auch Sven. „Ich wurde nicht als Bankräuber geboren“, sagt er. Der Vater war gewalttätig, verließ früh die Familie, zu seiner Mutter hatte Sven ein schwieriges Verhältnis. War viel draußen. „Weil man zu Hause nicht sein wollte.“ Er lernte Leute kennen, die aus ähnlichen Gründen viel draußen waren. Er lernte, Dinge mit Gewalt zu klären. Mit Abziehen ging es los. Er sagt, er habe viele falsche Abzweigungen genommen. „Am Ende stand ein großer Misthaufen.“ Er sagt auch, dass seine Geschwister nicht zu Verbrechern wurden, obwohl sie unter denselben Umständen aufgewachsen waren.

Am Tag der Begegnung wurden ihm die Folgen seiner Taten so deutlich wie nie. Er sah, wie lange Opfer damit zu kämpfen hatten, und auch ihre Angehörigen. So sagt Stefan Exner: „Meine Frau muss damit klarkommen, dass ich nicht mehr überall unbelastet hingehe. Eigentlich bin ich ein fröhlicher Mensch.“ Der Busfahrer, der jetzt im Rollstuhl sitze, verdiene kein Geld mehr. „Die Frau schiebt ihn herum. Seine Kinder haben nicht mehr den Vater, den sie mal hatten. Die Enkelkinder haben keinen Opa, der mal sagt: Komm, wir fahren in den Safari-Park.“

Weil beide Seiten so viel zu erzählen hatten, wurde das Treffen verlängert. Damit auch noch Zeit war für ihre Fragen. Eine lautete: „Denkt man als Täter überhaupt vor der Tat über die Folgen für die betroffene Person nach, oder geht es in dem Moment nur um die Befriedigung des eigenen Bedürfnisses?“ Und Stefan Exner fragte: Ob einer der Täter Rachegeanken habe gegenüber dem Opfer, weil es aus ihrer Sicht schließlich schuld sei

an der Haftstrafe? Das verneinten alle. Exner war beruhigt. Sven sagt, daran habe er nie gedacht. „Ich habe ja Scheiße gebaut. Die konnten nichts dafür, dass ich sie überfallen habe.“

Alle Teilnehmer erhielten nach dem Treffen einen Fragebogen. Laut der Auswertung haben wie Stefan Exner die meisten den Täter-Opfer-Kreis als sinnvoll empfunden. Die Opfer hätten sich noch mal anders wahrgenommen gefühlt, auch mit den Folgen, die das für sie hat, sagt Wylenzek. Gefangene waren dankbar, durch ihre Teilnahme, durch die Beantwortung der Fragen wenigstens etwas an die Gesellschaft zurückgeben zu können. „Ich habe wahrhaftige Begegnungen erlebt“, sagt Hirt. „Ein Zuhören und Verstehen mit offenem Herzen. Unglaublichen Mut, auf beiden Seiten.“ Keiner habe sich gescheut, das zum Ausdruck zu bringen, was auf der Zunge lag, sagt Wylenzek.

Ein Projekt mit Grenzen

Der Erfolg des Projekts ließe sich auch daran messen, ob Täter, die an dem Projekt teilnehmen, in Freiheit wieder rückfällig werden. An diesem Punkt zeigen sich auch die Grenzen des Konzepts. Denn für die Teilnahme kommen nur Täter in Frage, die schon einen gewissen Punkt erreicht haben: Sie übernehmen Verantwortung für ihr Handeln, suchen die Schuld nicht bei anderen, den Umständen, der Gesellschaft. Längst nicht alle Inhaftierten eignen sich also für dieses Format, auch nicht alle Opfer. Ob ein Täter in Freiheit rückfällig wird, hängt aber auch von vielen anderen Faktoren ab. Da wirkten unterschiedliche Dinge bei unterschiedlichen Menschen, sagt Uwe Nelle-Cornelsen. Der eine stabilisiere sich beruflich, der andere lerne einen Menschen kennen, der ihn stabilisiert. Oder ein Gefangener erkenne: Das kann so nicht weitergehen. Und vielleicht ist bei einem Täter die Begegnung mit einem Opfer die entscheidende Maßnahme. „Aber ob die Person es schafft, das in einer kritischen Situation hervorzuholen, lässt sich nicht zu hundert Prozent vorhersagen“, meint Psychologin Wylenzek. Viele Täter sähen in bestimmten Situationen keine Alternative zur Gewalt.

Wie sieht Sven das? Kann das Wissen um die Folgen für die Opfer verhindern, dass er wieder zuschlägt? „Wenn ich das nicht ausblende, auf jeden Fall“, sagt er. 2024 kommt er in den Maßregelvollzug, dort ist er dann wegen seiner Drogenabhängigkeit auch Patient. Nach seiner Haft warten eine Frau und ein Kind auf ihn, das er noch nie in Freiheit gesehen hat. In seiner Zelle hängen Fotos von den beiden. „Ich funktioniere hier in dem System super, aber das heißt noch lange nicht, dass ich draußen funktioniere“, sagt er. „Der Strafvollzug erzieht dich zu

einem guten Gefangenen, aber nicht unbedingt zu einem guten Mitmenschen.“

Stefan Exner hat den Täter-Opfer-Kreis mit einem guten Gefühl verlassen, mit der Gewissheit: Das sind Menschen mit unglaublichem Entsetzen über ihre eigene Tat, die wissen, dass sie es nicht wiedergutmachen können. „Wer im Knast sitzt, muss nicht unbedingt ein schlechter Mensch sein.“ Wenn er heute von Straftaten liest, denkt er im ersten Moment: „furchtbarer Mensch“. Schon der zweite Gedanke ist: „Was hat ihn dazu gebracht, das zu tun?“ Der Täter habe Schuld, findet er, aber dass es so weit komme, dafür sei nicht nur er allein verantwortlich.

2024 soll in der JVA Bielefeld der nächste Täter-Opfer-Kreis stattfinden.

Sebastian Dalkowski

*Name geändert

„Beide Seiten wünschten sich eine Begegnung auf Augenhöhe.“

Cornelia Wylenzek, Psychologin in der JVA Brackwede



Cornelia Wylenzek · Foto: David Interlied



Opfer und Täter im Dialog: Lässt sich so Gerechtigkeit wiederherstellen?

EIN ÜBERBLICK ZUM RESTORATIVE-JUSTICE-ANSATZ

Was ist Restorative Justice?

Der englische Begriff wird mit „wiederherstellende Gerechtigkeit“ übersetzt und beschreibt ein lösungsorientiertes Konzept zum Umgang mit Konflikten. Ziel ist die Wiederherstellung des sozialen Rechtsfriedens durch einen Prozess, in den Opfer und Gemeinschaft einbezogen werden. Auf Kriminalität bezogen bedeutet das, dass Bestrafung nicht die einzig mögliche Antwort sein muss, sondern alternative Reaktionen in Betracht kommen.

Wo liegen die Ursprünge?

Die Wurzeln stammen aus dem Umgang indigener Gesellschaften mit sogenanntem abweichendem Verhalten, bei dem nicht eine materielle Schadensregelung im Mittelpunkt steht, sondern ein Kommunikationsprozess, in dem die Entschädigungsleistung ausgehandelt wird. Durch Zusammenarbeit und Dialog sollen Täter und Opfer in die Gemeinschaft reintegriert werden. Diese Form der Konfliktbearbeitung soll den Zusammenhalt im Sippenverband sichern. Prinzipiell ist das Konzept überall dort anwendbar, wo Beziehungen innerhalb eines sozialen Gefüges gestört sind, auch wenn keine Straftat vorliegt, etwa in Schulen, Universitäten oder am Arbeitsplatz. Der Idee nach wird eine Störung oder Straftat zugleich als Ursache, Ausdruck und Folge von Konflikten angesehen: Wird sie nicht angemessen von der Gemeinschaft aufgearbeitet, führt das zu weiteren Konflikten.

Wie unterscheidet sich der Ansatz vom geltenden Strafrechtssystem?

Im herkömmlichen Strafrecht geht es darum, dass Täter gegen Gesetze verstoßen haben. Gerichte ermitteln formal, sachlich und pragmatisch die Schuld und die individuelle Strafe für eine in der Vergangenheit begangene Tat. Im Zentrum stehen die Täter, die sich an dem Verfahren nicht selbst aktiv beteiligen müssen. Opfer dürfen bei der Ausgestaltung des Verfahrens und der Strafe nicht mitentscheiden. Ein direkter Austausch zwischen Opfer und Täter ist im Gerichtssaal nicht vorgesehen. Bedürfnisse von Opfern, zum Beispiel Emotionen und Ängste zu artikulieren oder Antworten auf ihre Fragen zu erhalten, werden nicht berücksichtigt. Dagegen richtet die Restorative Justice den Blick auf alle beteiligten und betroffenen Menschen und auf das durch die Tat entstandene Leid, auch im Sinne von verletzten Beziehungen. Sie stärkt die Rolle von Opfern und schiebt zukunftsgerichtet einen Prozess der Heilung an.

Was sind die besonderen Merkmale der Restorative Justice?

Alle Beteiligten nehmen freiwillig und aktiv an einem fairen Prozess auf Augenhöhe teil, um gemeinsam eine Entscheidung zu treffen. Es findet ein respektvoller Dialog statt, in dem die individuellen Bedürfnisse und Interessen der Beteiligten gleichwertig behandelt werden. Die Beziehungsdimension des Ansatzes wird betont. Dafür sorgt eine Vermittlung durch eine neutrale Person. Täter

oder Täterinnen übernehmen die Verantwortung für das eigene Handeln. Der Schaden, der durch die Tat entstanden ist und nicht unbedingt materieller Natur sein muss, muss wiedergutmacht werden. Heute gibt es zahlreiche Theorie- und Praxismodelle, die mal mehr, mal weniger von diesen Elementen enthalten.



Restorative Justice ist laut Europarat „jeder Prozess, der es denjenigen, die durch die Straftat verletzt worden sind, und denjenigen, die für diese Verletzung beziehungsweise diesen Schaden verantwortlich sind, ermöglicht, im Falle, dass sie freiwillig einwilligen, aktiv an der Lösung der Angelegenheit, die sich aufgrund der Straftat ergeben hat, mittels Unterstützung eines geschulten und allparteilichen Dritten (Vermittler) teilzunehmen“.

Wie kann das Konzept in der Praxis angewendet werden?

In Deutschland ist die wohl am meisten angewandte Form von Restorative Justice der Täter-Opfer-Ausgleich (TOA), der auch gesetzlich verankert ist. Falls Täter und Opfer einer Teilnahme freiwillig zustimmen, organisiert ein Vermittler einen Dialog zwischen ihnen. Am Ende steht eine Vereinbarung über eine Wiedergutmacht, die auch schriftlich festgehalten werden kann. Ein erfolgreicher TOA kann sich im Strafverfahren zugunsten des Täters auswirken, denn das Gericht kann die Strafe abmildern oder – zumindest bei geringfügigen Delikten – sogar komplett von einer Strafe absehen. Weitere Formen der Restorative Justice, die auch international eher bei jugendlichen Tätern und Täterinnen zum Einsatz kommen, sind etwa Familiengruppen-Konferenzen, bei denen die Familien der beteiligten Parteien miteinbezogen werden, oder sogenannte Zirkelverfahren, die einem zeremoniellen Ablauf folgen.

Welche Probleme bestehen und welche Kritik gibt es?

Es gibt vielschichtige Hindernisse bei der Anwendung von Restorative-Justice-Modellen. Zum Beispiel wird argumentiert, dass nicht alle Opfer dieselben Bedürfnisse oder Täter und Täterinnen vor allem Interesse an einer möglichen Strafmilderung durch einen Täter-Opfer-Ausgleich hätten. Bisher gibt es zwar positive Erfahrungen mit Restorative-Justice-Formen, die auf Vorteile für alle Beteiligten hindeuten, zum Beispiel persönliche Zufriedenheit und psychisches Wohlbefinden. Allerdings liegen nur wenige wissenschaftliche Studien zum Thema vor, die beispielsweise die Wirkung einer Teilnahme an einer Restorative-Justice-Form auf Opfer oder auf die Rückfallquote umfassend evaluieren.

Die Forschung bemängelt zudem eine geringe Akzeptanz für alternative Verfahren und zu wenig Wissen darüber unter Juristen und Juristinnen, auch weil das Thema im Studium zu kurz komme. Das untermauert auch eine neue Studie des Zentrums für kriminologische Forschung Sachsen zum Täter-Opfer-Ausgleich, die vom Freistaat Sachsen gefördert wurde. Dieser zufolge wird der TOA bei Staatsanwaltschaft und Polizei als zusätzliche Arbeitsbelastung angesehen. Vorschläge der Studie beziehen die Polizei ein, die alle Tatbeteiligten über die TOA-Option informieren soll. Denn der TOA scheine in der Bevölkerung „kaum bekannt zu sein“.

Nina Lenhardt

Transparenzhinweis: In der Vereinssatzung des WEISSEN RINGS ist die Unterstützung von Projekten der Schadenswiedergutmacht und des Täter-Opfer-Ausgleichs festgeschrieben. Dies kann zum Beispiel geschehen durch die Beratung und Betreuung von Opfern.



Lesetipp: „TOA-Magazin“ vom Servicebüro für Täter-Opfer-Ausgleich und Konfliktschlichtung des DBH-Fachverband für Soziale Arbeit, Strafrecht und Kriminalpolitik e. V.



Warnung vor der Warnung

Immer mehr Medien verwenden Triggerwarnungen – um Menschen, die Schlimmes erlebt haben, vor negativen Erinnerungen zu schützen. Doch über den Sinn und Nutzen dieser Hinweise scheiden sich die Geister. Manche halten sie sogar für schädlich.

Wenn Sina* einen Film sieht, in dem etwas vorkommt, das sie triggert, kann es sein, dass sie blitzartig in eine Erinnerung zurückgeworfen wird, die sie eigentlich lieber vergessen würde. „Ich bin dann in einer Szene aus meiner Vergangenheit gefangen, manchmal zwei oder drei Stunden in Endlosschleife.“ Wenn es aufhört, ist sie erschöpft, manchmal fühlt sie sich losgelöst von ihrem Körper, später hat sie Albträume. Die Nachwirkungen können noch ein bis zwei Tage andauern. Sina leidet unter PTBS – einer Posttraumatischen Belastungsstörung – aufgrund traumatischer Erfahrungen mit Missbrauch in ihrer Kindheit.

Um Menschen wie Sina vor solchen Flashbacks oder anderen negativen Reaktionen zu schützen, nutzen Medienschaffende seit einiger Zeit sogenannte Triggerwarnungen. Sie sollen auf das vorbereiten, was Hörer oder Zuschauerinnen in einem Film, einer Sendung oder einem Podcast erwartet, so dass diese selbst entscheiden können, ob sie sich ein Thema zumuten wollen oder nicht. Die Warnungen werden oft am Anfang einer Sendung ausgesprochen, bei Videos eingeblendet, oder es wird darauf verwiesen, dass es in den Folge-Notizen mehr Informationen zu möglicherweise triggernden Inhalten gibt.

Trigger ist ein Begriff aus der Psychologie. Gemeint ist damit ein „Auslöse-Reiz“, der bei Betroffenen von Traumafolgestörungen wie der PTBS bestimmte Erinnerungen und Reaktionen hervorrufen kann. Dass das möglich ist, hängt damit zusammen, was bei einem existenziell bedrohlichen Erlebnis im Gehirn abläuft: eine Art Notfallprogramm. Es geht nur noch ums Überleben – der Verstand leitet nicht mehr das Handeln. Dadurch entsteht eine Blockade bei der Verarbeitung von Informationen.

Von Erinnerungen „überflutet“

Anders als sonst könne das Gehirn nicht mehr zwischen Denken und Fühlen wechseln, der „Verstand“ werde abgespalten, sagt Thomas Weber, Leiter des Zentrums für Trauma- und Konfliktmanagement (ZTK) in Köln. Das kann Folgen haben. „Durch diese Abspaltung wird eine ‚normale‘ Verarbeitung der Wahrnehmung, Erinnerung und der Gefühle, die ein Betroffener während der Situation gehabt hat, verhindert“, so Weber. Oft berichteten Betroffene später, dass sich das Erlebnis für sie unwirklich angefühlt habe oder sie den Eindruck hatten, von außen zugesehen zu haben. Auch die zeitliche Wahrnehmung gerate immer wieder durcheinander. Dadurch, dass die Eindrücke und Gefühle in diesem Moment nicht verarbeitet werden können, kann es sein, dass das Gehirn später durch Reize von außen,

*Sina möchte anonym bleiben und nur mit Vornamen genannt werden.



Thomas Weber · Foto: ZTK

„Trauma ist Kontrollverlust. Ziel der Therapie ist es, Kontrolle zurückzugewinnen.“

Thomas Weber, Leiter des Zentrums für Trauma- und Konfliktmanagement

eben besagte Trigger, ganz plötzlich von Erinnerungen „überflutet“ werde – durch Flashbacks, Gedankenketten oder vor dem inneren Auge ablaufende Filme.

Das soll in den Medien durch Triggerwarnungen vermieden werden. Die Ursprünge liegen in den frühen 2000er-Jahren. Verwendet wurden sie von Betroffenen von sexualisierter Gewalt, die sich in Foren im Internet miteinander über ihre Erfahrungen ausgetauscht haben. Mittlerweile tauchen sie an vielen Stellen auf. Auf Tiktok, Facebook und Instagram, auf YouTube und in Podcasts heißt es dann etwa: „Achtung, Triggerwarnung: In dieser Folge geht es um Kindesmissbrauch.“ Oft sind auch die genauen Stellen angegeben, an denen es um das möglicherweise belastende Thema geht. Oder es heißt: „Wenn es dir mit diesem Thema nicht gut geht, überspringe die Folge lieber.“

Menschen, die von PTBS betroffen sind, sollen selbst entscheiden können, ob sie sich ein Thema in einem Video oder Podcast zumuten wollen oder können. Doch obwohl dieser Gedanke zunächst gut klingt, sind sich Fachleute und Forschende nicht einig, ob diese Warnhinweise wirklich sinnvoll sind oder ob sie nicht den Betroffenen sogar mehr schaden als nutzen.

Thomas Weber etwa sieht sie skeptisch. „Trauma ist Kontrollverlust. Ziel der Therapie ist es, Kontrolle zurückzugewinnen“, sagt er. Wird in einer Triggerwarnung deutlich davon abgeraten, bestimmte Inhalte anzusehen oder anzuhören, werde damit den Betroffenen wieder Kontrolle entzogen. Außerdem sei das Vermeiden eher ein Symptom von PTBS als ein guter Weg, damit umzugehen. „Traumatherapie ist wie ein Pendeln zwischen Zulassen und Vermeiden“, sagt

Weber. Es gehe darum, sich langsam und in sicherer Umgebung immer mehr mit dem Trauma zu konfrontieren und die Informationen, die falsch oder gar nicht verarbeitet wurden, aufzulösen.

Nutzen nicht nachweisbar

Auch wissenschaftliche Studien konnten den Nutzen von Triggerwarnungen bislang nicht nachweisen – eher im Gegenteil. Die Untersuchungen waren meist ähnlich aufgebaut: Personen wurden in zwei Gruppen eingeteilt und mussten verschiedene Arten von Inhalten ansehen – etwa literarische Texte, Fotos, Zeitungsartikel oder kurze Videos. Den Teilnehmenden der einen Gruppe wurde vorab eine Triggerwarnung angezeigt, denen der anderen nicht. Untersucht wurden dann unterschiedliche Dinge. Etwa, wie ängstlich die Personen sich vor, während und nach dem Lesen des Hinweises gefühlt haben. Andere Studien untersuchten, ob die Teilnehmenden nach der Warnung den folgenden Inhalt ansehen wollten oder nicht – oder auch, wie negativ sie das Folgende einschätzten. Mevagh Sanson von der Victoria-Universität in Wellington, Neuseeland, fasst in einem Artikel die Ergebnisse vieler verschiedener Studien zusammen. Man habe herausgefunden, dass Menschen die Warnhinweise nicht wirklich nutzten, um bestimmten Inhalten aus dem Weg zu gehen. Außerdem hätten die wenigsten angegeben, sich nach so einem Hinweis weniger gestresst oder ängstlich zu fühlen – also beruhigt und besser auf das Folgende vorbereitet. Und: Viele Menschen fänden die Warnungen selbst schon beängstigend oder verstörend.

Obwohl Wissenschaft und Traumatherapie also eher skeptisch gegenüber der Wirksamkeit von Triggerwarnungen sind, sehen Betroffene das immer wieder auch anders. Sina zum Beispiel ist oft froh über die Hinweise. „Ich kann damit besser einschätzen, was mich erwartet, und überlegen, ob ich mich dafür gerade stabil genug fühle“, sagt sie. Sina leitet eine PTBS-Selbsthilfegruppe der Jungen Selbsthilfe in Aachen in Nordrhein-Westfalen. Auch in ihrer Gruppe gibt es verschiedene

Perspektiven. Eine Person empfindet die Warnungen als inklusiv – sie ermöglichen ihr zufolge Teilhabe, weil Traumabetroffene dadurch nicht mehr grundsätzlich bestimmte Medien meiden müssen.

Eine andere Person aus der Gruppe weist aber auf ein anderes Problem hin: Trigger sind sehr individuell und nicht unbedingt nur mit der konkreten Erzählung von bestimmten Taten oder Themen verbunden. Die Person beschreibt, dass sie viele ihrer Trigger nicht kennt, aber auch, dass die, die ihr bekannt sind, oft Dinge sind, die von anderen als unproblematisch wahrgenommen werden. Und vor denen könne natürlich nicht gewarnt werden.

Was Sina und andere aus der Selbsthilfegruppe aber besonders stört: dass Worte wie Trigger und Trauma mittlerweile in der Alltagssprache genutzt werden. „Viele meinen mit dem Ausdruck ‚das triggert mich‘ eigentlich ‚das nervt mich‘. Ich finde das völlig daneben“, sagt Sina. Es verwässere das eigentliche Problem, das Menschen haben, die tatsächlich von Trauma und der Wirkung von Triggern betroffen sind. Dass diese Begriffe mittlerweile auch losgelöst von psychologischen Phänomenen benutzt werden, hat auch Auswirkungen

auf die Warnungen. Immer wieder werde auch vor Dingen gewarnt, die eher nicht im Traumakontext relevant sind, sondern die von Menschen als unangenehm empfunden werden könnten – wie zum Beispiel, dass in einem Film zu sehen ist, wie sich eine Person erbricht.

Während eine Zeitlang mehr und mehr Triggerwarnungen ausgesprochen wurden, scheint der Trend mittlerweile aber wieder zurückzugehen – oder sich zumindest der Umgang damit zu verändern. So zum Beispiel beim YouTube-Format „Die Frage“ von funk, dem Content-Netzwerk von ARD und ZDF, produziert vom Bayerischen Rundfunk. „Die Frage“ behandelt oft Themen, wie Gewalt in der Familie, psychische Erkrankungen, Suizid oder Sterbehilfe. Vor einiger Zeit waren die Warnhinweise dort noch recht deutlich – mittlerweile ist das anders.

Teresa Fries und Diana Kulozik leiten das Team von „Die Frage“. In der Community habe es den Wunsch gegeben, bei besonders schwierigen Themen eine Triggerwarnung auszusprechen. „Wir haben dann geschaut, was wünschen sie sich, was sind sie gewohnt, und wie gehen andere damit um“, sagt Teresa Fries. Deshalb habe man zunächst eine recht deutliche Warnung ausgesprochen, diese auch Triggerwarnung genannt und auch eine Handlungsempfehlung mitgegeben: „Wenn es dir mit diesem Thema nicht gut geht, schau dir dieses Video besser nicht an oder zumindest nicht allein.“

Bei der Arbeit an den Videos ist die Redaktion oft im Gespräch mit Betroffenen, aber auch mit Psychologinnen und Therapeuten. Die verschiedenen Perspektiven, die die Redaktion dadurch gewonnen hat, haben dazu geführt, die Hinweise zu Beginn der Folgen anzupassen. Entscheidend sei dabei etwa die Info gewesen, dass das Wort Triggerwarnung selbst triggern kann. Oder die Erkenntnis, dass so eine Warnung nicht unbedingt dazu führt, dass bestimmte Menschen die Inhalte nicht ansehen, sondern sogar erst recht. Und auch, wie vielfältig



Teresa Fries · Foto: BR/Vera Johannsen

„Den Betroffenen wird je nach Formulierung auch ein bisschen Selbstbestimmung genommen.“

Teresa Fries, Leitungsteam des Formats „Die Frage“

„Betroffene können selbst entscheiden, was sie sich wann zutrauen – dazu brauchen sie niemanden, der sagt: Du aber nicht.“

Diana Kulozik, Leitungsteam des Formats „Die Frage“

Trigger sein können – dass eben nicht nur das Nach-erzählen etwas auslösen kann, sondern auch die Darstellung von Blaulicht oder auch ganz andere Dinge.

„Der größte Punkt war aber, dass den Betroffenen je nach Formulierung auch ein bisschen Selbstbestimmung genommen wird oder sie sich bevormundet fühlen könnten“, sagt Teresa Fries. Etwa wenn deutlich vom Ansehen abgeraten wird. Deshalb formulieren sie die Hinweise jetzt anders. Zu Beginn einer Folge heißt es nun ganz neutral: „In dieser Folge geht es um...“ Ohne Handlungsempfehlung oder Betonung, wie belastend das Thema sein könnte. So könne jede und jeder selbst überlegen, ob er oder sie gerade Lust auf das Video hat oder eben nicht. „Betroffene können selbst entscheiden, was sie sich wann zutrauen – dazu brauchen sie niemanden, der sagt: Du aber nicht“, sagt Diana Kulozik.

In der Videobeschreibung werden manchmal noch Stellen angegeben, die besonders intensiv sein könnten. So könnten Zusehende auch entscheiden, diese zu überspringen, den restlichen Film aber trotzdem ansehen. Oft gibt es in der Beschreibung auch Kontaktdaten von Hilfsstellen und Beratungsangeboten für Menschen, die in einer Krise stecken oder denen es psychisch nicht gut geht.

In manchen Fällen hält auch Thomas Weber die Hinweise für sinnvoll – so bei ganz expliziter Gewalt oder der Darstellung von Krieg oder Rassismus. Besonders wenn Titel oder Genre nicht erwarten lassen, dass ein derartiger Inhalt folgt. Von einem Trigger überrascht zu werden, sei für die Betroffenen ansonsten zwar unangenehm, müsse aber auch nicht nur negativ sein. „Für Menschen in Traumatherapie kann das Getriggertwerden auch ein Indikator sein und sie erkennen lassen, wo noch ein wunder Punkt liegt, an dem sie noch weiterarbeiten sollten“, sagt Thomas Weber. Ziel der Therapie sei es, auf lange Sicht, wieder durchs Leben gehen zu können, ohne sich vor Triggern fürchten zu müssen.

Zum Teil nehmen die Plattformen bei bestimmten Inhalten den Urhebern die Entscheidung aber mittlerweile sogar ab. Bei einem Video von „Die Frage“ zu Sterbehilfe hat YouTube selbst einen Hinweis vorgeschaltet: „Das folgende Video enthält möglicherweise Inhalte zum Thema Suizid oder Selbstverletzung. Nicht für alle Zuschauer geeignet.“ Um das Video anzusehen, muss man aktiv auf den Button „Ich habe das verstanden und möchte fortfahren“ klicken.

Auch Sina möchte selbst bestimmen können, wann sie bei einem Film oder einem Podcast dranbleibt und wann sie lieber ausschaltet. Triggerwarnungen, in denen deutlich abgeraten wird, weiterzuschauen oder -hören, findet auch sie daher fehl am Platz. Trotzdem helfen die Hinweise bei ihrer Entscheidung. Sie sieht sich gerne Krimis an oder hört mal einen True-Crime-Podcast. Den Inhalten, die für sie schwierig sind, geht sie auch nicht grundsätzlich aus dem Weg. Es gehe eher darum, an Tagen, die schon zu voll waren, sagen zu können: „Heute besser nicht.“

Carolin Scholz

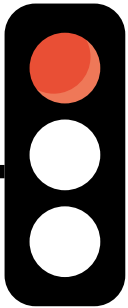


Diana Kulozik · Foto: BR/Vera Johannsen

Transparenzhinweis: Die Redaktion des WEISSEN RINGS hat die Begriffe „Triggerwarnung“ oder „Content-Note“ zum Beispiel in ihrem Audioformat #WRstory oder auf Social-Media-Kanälen verwendet. Mittlerweile wird darauf verzichtet, stattdessen wird wie empfohlen mit Einleitungen gearbeitet wie: „In diesem Beitrag geht es um...“

Was hat die Regierung hinsichtlich Kriminalität und Opferschutz erreicht?

Vor zwei Jahren ging die Ampelregierung aus SPD, Grünen und FDP an den Start, ihr Koalitionsvertrag trug den Titel „Mehr Fortschritt wagen“. Mehr Fortschritt versprochen die Parteien auch im Bereich Kriminalität und Opferschutz. Unter anderem kündigten sie eine politische Strategie gegen Gewalt, ein Gesetz gegen digitale Gewalt und eine Gesamtstrategie gegen Extremismus jeglicher Form an. Was hat die Regierung, Stand Februar 2024, tatsächlich umgesetzt, und was steht auf der Kippe? Schließlich steckt die Ampel tief in der Haushaltskrise und setzt nun bei vielem den Rotstift an, um Milliardensummen einzusparen. Die Redaktion des WEISSEN RINGS zieht eine kritische Halbzeit-Bilanz.



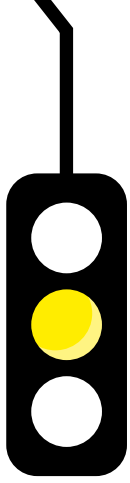
1. Politische Strategie gegen Gewalt

Für mehr Schutz vor Gewalt, insbesondere für Frauen und Kinder, stellte die Bundesregierung eine ressortübergreifende politische Strategie in Aussicht. Dafür soll eine neue Koordinierungsstelle durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) eingerichtet werden, die zusammen mit den Bundesressorts eine Gesamtstrategie entwickeln soll. Seit Februar 2023 erarbeitet ein Aufbaustab das Konzept für diese Stelle, teilte das BMFSFJ auf Nachfrage der Redaktion des WEISSEN RINGS mit. Ziel der Koordinierungsstelle soll es sein, die Maßnahmen der Bundesregierung zum Gewaltschutz zu bündeln und zu verstärken und die Einbeziehung von Nichtregierungsorganisationen und der Zivilgesellschaft sicherzustellen.

Doch an konkreten Umsetzungen mangelt es: So wurde zum Beispiel versprochen, einen Rechtsrahmen für die verlässliche Finanzierung von Frauenhäusern zu schaffen. Eingelöst ist dies noch nicht. Bislang ist die Finanzierung von Frauenhäusern in Deutschland nicht einheitlich geregelt – und freie Plätze in den Einrichtungen sind oft rar. Nach einer Datenauswertung des Recherchebüros „Correctiv.Lokal“ sind die Frauenhäuser in Deutschland überlastet und häufig komplett ausgebucht. Zudem gibt es laut dem Verein „Frauenhauskoordination“ vor allem auf dem Land noch zu wenige Einrichtungen.

Gemäß Koalitionsvertrag sollen auch die Bedarfe vulnerabler Gruppen wie Frauen mit Behinderung, geflüchtete Frauen oder queere Menschen berücksichtigt und die präventive Täterarbeit ausgebaut werden. Details dazu stehen jedoch nicht fest.

Wann die nationale Gewaltschutzstrategie verabschiedet wird, ist offen. Im Herbst 2022 hat die Bundesregierung aber eine unabhängige Berichterstattungsstelle zu geschlechtsspezifischer Gewalt beim Deutschen Institut für Menschenrechte eingerichtet, die zukünftig die staatlichen Maßnahmen gegen geschlechtsspezifische Gewalt beobachten und bewerten soll.



2. Gesetz gegen digitale Gewalt

Hass und Hetze im Netz sind ein großes Problem: Immer wieder werden Menschen im Internet angegriffen, beleidigt oder bedroht. Die Auswirkungen für Betroffene sind enorm, aus Online-Gewalt kann zudem Gewalt im realen Leben werden. Doch noch haben Geschädigte wenige effektive Möglichkeiten, Hatespeech im digitalen Raum schnell beseitigen und unterbinden zu lassen. Vor diesem Hintergrund hat die Bundesregierung ein Gesetz gegen digitale Gewalt versprochen, um rechtliche Sicherheit für Betroffene zu schaffen.

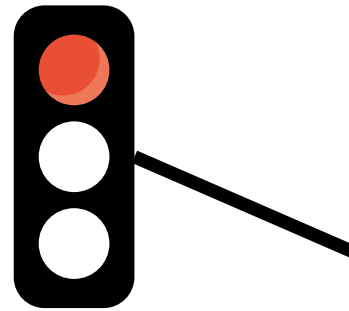
Noch ist kein Gesetz beschlossen, aber im Frühjahr 2023 hat das Justizministerium ein erstes Eckpunktepapier vorgelegt: Opfer digitaler Gewalt sollen zukünftig einfacher Auskunft über die Verfasser rechtswidriger Inhalte erhalten – auf Anordnung eines Gerichts. So sollen Telekommunikationsunternehmen und Messengerdienste verpflichtet werden, Informationen wie die IP-Adresse, von der aus die Straftat begangen wurde, mitzuteilen. Damit können dann Täter identifiziert und auf Unterlassung oder Schadensersatz verklagt werden. Auch sollen Betroffene die Möglichkeit haben, per Gericht die vorübergehende Sperrung von Accounts verlangen zu können, wenn von diesen wiederholt schwerwiegende Persönlichkeitsverletzungen ausgegangen sind.

Aus dem Eckpunktepapier soll nun ein Gesetzentwurf entstehen. Wann dieser im Bundestag diskutiert und beschlossen wird, ist noch offen.

3. Kampf gegen Kindesmissbrauch

Durchschnittlich werden jeden Tag 48 Kinder Opfer sexueller Gewalt. Angesichts dessen stellte die Ampelregierung bei ihrem Start in Aussicht, Kinder besser vor Missbrauch zu schützen. Unter anderem versprach sie, das Bundeskriminalamt im Kampf gegen Kindesmissbrauch zu stärken und die Informationsweitergabe zwischen den Ämtern und weiteren beteiligten Akteurinnen und Akteuren zu verbessern. Konkrete Maßnahmen dazu sind nicht bekannt. Auch kündigte die Regierung an, das Amt der Unabhängigen Beauftragten für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs gesetzlich zu regeln, aber auch dieser Prozess steht noch aus. Das Amt selbst wurde 2010 durch einen Kabinettsbeschluss geschaffen, eine gesetzliche Grundlage fehlt bislang. Aufgabe der Beauftragten, derzeit Kerstin Claus, ist es, die Anliegen von Opfern und aller, die sich gegen Missbrauch engagieren, zu vertreten.

Im Kampf gegen sexuelle Gewalt an Kindern und Jugendlichen brachte das Bundesfamilienministerium bisher zwei bundesweite Aufklärungs- und Sensibilisierungskampagnen an den Start. Die Aktionen „Schieb den Gedanken nicht weg!“ und „Schieb deine Verantwortung nicht weg!“ haben das Ziel, dass Missbrauch im Alltag besser erkannt wird.



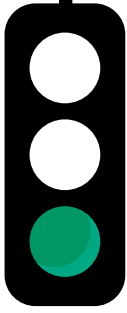
4. Effizientere Gerichtsverfahren

Effizientere und schnellere Gerichtsverfahren sind ein weiteres Ziel der Bundesregierung. Zum Beispiel sollen Verhandlungen online durchführbar sein. Dazu wurde ein Gesetz für den Einsatz von Videokonferenztechnik auf den Weg gebracht, das aber nun aufgrund von fachlichen Bedenken vom Bundesrat blockiert wird.

Auch ein zweites Gesetz könnte scheitern. Justizminister Marco Buschmann plante für Strafprozesse, dass Bild- und Tonaufzeichnungen in Vernehmungen und Hauptverhandlungen künftig verpflichtend sein sollen. Doch bereits der erste Gesetzentwurf wurde massiv kritisiert: Widerstand kam aus der Justiz und aus den Bundesländern, aber auch vom WEISSEN RING.

Das Ministerium überarbeitete daraufhin das Gesetz, das jetzt nur noch Audioaufnahmen verpflichtend und Videoaufzeichnungen optional vorsieht. Doch nach der Verabschiedung im Bundestag wurde das Gesetz vom Bundesrat zunächst gestoppt.





5. Aktionsplan gegen Queerfeindlichkeit

Queerfeindliche Vorfälle haben in Deutschland einen neuen Höchststand erreicht – im Jahr 2022 zählte die Polizeiliche Kriminalstatistik die meisten Angriffe gegen die sexuelle Orientierung seit 2001. Den Kampf gegen Queerfeindlichkeit hatten die Ampelparteien auch im Koalitionsvertrag verankert. Seitdem hat sich einiges getan: Seit 2022 erfassen Landes- und Bundespolizei Hasskriminalität aufgrund des Geschlechts und gegen queere Menschen separat. Außerdem wurde der Aktionsplan „Queer leben“ für Akzeptanz und zum Schutz sexueller und geschlechtlicher Vielfalt vom Kabinett beschlossen. Darin enthalten sind auch Maßnahmen zum Schutz vor Gewalt, Übergriffen und Anfeindungen.

Im Zuge dessen wurde Queerfeindlichkeit als Tatmotiv in die Strafgesetze zu Hasskriminalität aufgenommen. „Geschlechtsspezifische“ sowie „gegen die sexuelle Orientierung gerichtete“ Motive waren vorher im Strafgesetzbuch nicht explizit erwähnt und fielen unter „sonstige menschenverachtende“ Beweggründe. Mit der Überarbeitung des Gesetzestextes sollen solche Fälle zukünftig besser geahndet werden können. Ein Verbot von Diskriminierung wegen sexueller Identität will die Ampelkoalition auch im Grundgesetz verankern, momentan liegt dazu allerdings noch kein Entwurf vor.

6. Kampf gegen Extremismus und Rassismus

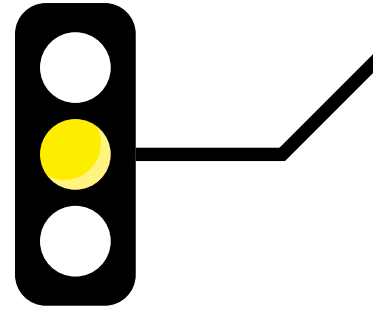
Rechtsextremismus ist die derzeit größte Bedrohung unserer Demokratie – so heißt es im Koalitionsvertrag. Allen verfassungsfeindlichen, gewaltbereiten Bestrebungen will die Regierung entschieden entgegenreten und Rassismus bekämpfen. Rassistisch motivierte Diskriminierung und Gewalt sind in Deutschland nach wie vor an der Tagesordnung: Täglich werden mindestens fünf Menschen Opfer von rechter, rassistisch oder antisemitisch motivierter Gewalt.

Angesichts dessen kündigte die Ampelregierung eine Reihe von Maßnahmen an, die teilweise bereits umgesetzt wurden: So gibt es seit 2022 erstmals eine Antirassismus-Beauftragte und einen Antiziganismus-Beauftragten, der die Belange von Sinti und Roma in Deutschland vertritt. Zudem wurde mit der Melde- und Informationsstelle Antiziganismus (MIA) eine unabhängige Monitoring- und Beratungsstelle eingerichtet, die antiziganistische Vorfälle bundesweit einheitlich dokumentiert und analysiert.

Zur Extremismus-Prävention und Gestaltung von gesellschaftlicher Vielfalt hat die Regierung bereits Ende 2022 ein Demokratiefördergesetz auf den Weg gebracht. Damit sollen Maßnahmen, die Demokratiefeindlichkeit und extremistischen Tendenzen frühzeitig entgegenwirken, Fördermittel erhalten und langfristig finanziell abgesichert werden. Doch da die FDP das Gesetz derzeit blockiert und unter anderem eine „Extremismusklausel“ fordert, ist es bis heute noch nicht verabschiedet. Für zivilgesellschaftliche Projekte und Initiativen bedeutet das zunächst weitere Planungsunsicherheit, zumal die Demokratieförderung auch von der aktuellen Haushaltskrise betroffen sein könnte. Laut Familienministerin Lisa Paus steht zumindest die Finanzierung für die in ihrem Ministerium angesiedelten Demokratieprojekte für 2024.

Im Hinblick auf terroristische Gewalt versprach die Ampelkoalition einen empathischeren und würdigeren Umgang mit Opfern und Hinterbliebenen. Die Koordinierungsstelle NOAH (Nachsorge, Opfer- und Angehörigenhilfe), die derzeit bei schweren Unglücksfällen und Terroranschlägen im Ausland deutschen Opfern psychosoziale Hilfe anbietet, soll zukünftig auch in Deutschland als Ombudsstelle dienen. Noch sind dazu jedoch keine Entscheidungen bekannt. Für die Opfer terroristischer Gewalt wurde 2022 ein Nationaler Gedenktag am 11. März geschaffen. Dass es im Umgang mit Opfern und Hinterbliebenen von Terroranschlägen aber noch große Defizite insbesondere bei den staatlichen Behörden gibt, hat sich in der Vergangenheit immer wieder gezeigt.

Laura Hohmann



Kurz notiert

Missbrauch in der katholischen Kirche: Antrag auf Beweislastumkehr

Im Prozess um eine Schmerzensgeldklage des Missbrauchsoffers Andreas P. gegen das Erzbistum München und Freising haben die Anwälte des Betroffenen Anfang des Jahres einen Antrag auf Beweislastumkehr gestellt. Darüber berichtete das Recherchebüro Correctiv. Nach Ansicht der Anwälte sei „nicht das Missbrauchsoffer in der Beweispflicht“, stattdessen müsse das Erzbistum „zur Abwehr der Schmerzensgeldforderung beweisen, dass dem Kläger kein Schaden entstanden sei“. Lothar Jaeger, ehemaliger Richter am Oberlandesgericht Köln, fordert schon länger eine Beweislastumkehr bei klerikalem Missbrauch.

Abschied von X: WEISSER RING verlässt Plattform

Der WEISSE RING hat seine Aktivitäten auf der Social-Media-Plattform X (ehemals Twitter) gestoppt und sein Profil gelöscht. „Wir haben festgestellt, dass auf X Rassismus, Antisemitismus, Hassrede und Falschinformationen immer weiter zunehmen“, erklärte Bianca Biber, Bundesgeschäftsführerin des Vereins. Plattform-Betreiber Elon Musk selbst lasse unkontrollierten Hass durch Regellockerungen wissentlich zu. „X und der WEISSE RING passen einfach nicht länger zusammen“, so Biber. Auch andere Organisationen und Unternehmen haben der Plattform seit der Übernahme durch Musk den Rücken gekehrt.

Neugründung: Fachberatung für männliche Opfer

Seit 1987 setzt sich der Verein Wildwasser Wiesbaden für weibliche Opfer sexualisierter Gewalt ein. Zu Beginn des Jahres 2024 erweiterte der Verein sein Angebot und bereitete die Gründung einer zweiten Fachberatungsstelle für männliche Betroffene in Kindheit und Jugend vor. Das Hessische Ministerium für Soziales und Migration hatte zuvor vier Modellregionen auserkoren, die für ein solches Angebot finanzielle Unterstützung erhalten. Wildwasser Wiesbaden zählte schließlich zu den ausgewählten Institutionen. Die neue Beratungsstelle findet sich in unmittelbarer Nähe zum bewährten Standort. Mehr unter www.wildwasser-wiesbaden.de.

Mehr Schutz: Ansprechstelle für Kommunalpolitiker

Der bessere Schutz kommunaler Amts- und Mandatsträgerinnen und -träger steht im Mittelpunkt einer Allianz unter Beteiligung des Bundesministeriums des Innern. Gemeinsam mit kommunalen Spitzenverbänden, kommunalpolitisch Tätigen sowie weiteren Beteiligten aus Behörden und gesellschaftlichen Organisationen soll unter anderem eine zentrale Ansprechstelle eingerichtet werden. Diese soll eine Lotsenfunktion wahrnehmen, um neben Beratung und Information auch zwischen Betroffenen einerseits und Sicherheitsbehörden, Justiz sowie Verwaltung andererseits zu vermitteln. Angesiedelt wird die Ansprechstelle bei der Stiftung Deutsches Forum für Kriminalprävention, losgehen soll es in der zweiten Jahreshälfte.

Lebensrettende Fußfessel

Reaktionen auf unsere Recherche zur elektronischen Aufenthaltsüberwachung

131 ❤️ 6.070

Frauen vor ihren gewalttätigen (Ex-)Männern zu schützen, das ist das Ziel von gerichtlichen Annäherungs- und Kontaktverboten. Aber die werden in Deutschland tausendfach ignoriert – und Frauen deshalb bedroht, verletzt oder sogar getötet. Dabei könnten diese Frauen geschützt werden: mittels elektronischer Aufenthaltsüberwachung. Derzeit ist der Fußfessel-Einsatz allerdings nur in wenigen Bundesländern theoretisch möglich, wie eine Recherche der Redaktion des WEISSEN RINGS zeigt. Nach aktueller Rechtslage lassen sich Annäherungsverbote nach dem bundesrechtlichen Gewaltschutzgesetz damit nicht überwachen.

In einem Brandbrief hat sich daher Dr. Patrick Liesching, Bundesvorsitzender des WEISSEN RINGS, mit einem dringenden Appell an Justizminister Dr. Marco Buschmann (FDP) gewandt. „Lassen Sie die Frauen nicht länger schutzlos. Sorgen Sie für Rechtssicherheit, indem Sie den Weg freimachen für eine bundesrechtliche Regelung der elektronischen Aufenthaltsüberwachung im Rahmen des Gewaltschutzgesetzes“, heißt es in dem Schreiben. Spanien gilt als erfolgreicher Vorreiter: Seit 2009 schon können Gerichte das Tragen elektronischer Fußfesseln anordnen. Das Opfer hat ebenfalls ein GPS-Gerät. Ist der Abstand zwischen den Geräten zu gering, wird ein Alarm ausgelöst. Liesching sieht im spanischen Modell ein mögliches Vorbild. Die technischen Voraussetzungen seien hierzulande bereits gegeben: „Es fehlt allein der politische Wille.“

Reaktionen auf den Brandbrief haben den WEISSEN RING von verschiedenen politischen Parteien erreicht, die sich auf Landes- und Bundesebene gesprächsbereit zeigen. Auch auf die Recherchen der Redaktion gab es vielfach Rückmeldungen. Zur Frage, ob die Einführung einer bundesweiten Regelung sinnvoll wäre, gingen in den Social-Media-Kanälen etliche Wortmeldungen ein. Wir veröffentlichen eine anonymisierte Auswahl (nur Rechtschreibung und Zeichensetzung korrigiert):



Es wäre eine Erleichterung, sich endlich wieder draußen „frei“ bewegen zu können. Bitte führt es ein. 🙏

Damit würde ich mich mit meiner Tochter auch sicherer fühlen. 😞 Selbst bei Morddrohungen und Körperverletzung nur Geldstrafe... wie das für das Opfer ist, interessiert anscheinend niemanden.

Meine Mutter wurde von meinem Vater umgebracht. Wenn man sich die Vorgeschichte und im Speziellen den Tattag anschaut, dann hätte dieser unfassbare Femizid verhindert werden können. Es ist einfach nur grausam, zu wissen, dass es anders geht und hier in Deutschland nichts passiert, was in die richtige Richtung geht.

Ich wurde drei Jahre gestalkt und hatte in der Zeit mindestens 50-, 60-mal die Polizei gerufen. Nur einmal konnte ich beweisen, dass die 200 Meter unterschritten wurden. Es war eine Qual, mir wurde nicht geglaubt und alles wurde runtergespielt von den Behörden. Am Ende wurde das Verfahren eingestellt. Was alles passiert ist, zähle ich nicht auf, aber es war schlimm. Wer eine 13-Zentimeter-Klinge im Rucksack hat und meint, es sei ein Brotmesser... Er hat versucht, sich selbst umzubringen. Läuft vielleicht immer noch draußen rum. Ich habe immer noch Angst. Kann nicht arbeiten. Hab Panikattacken... Das hätte ich mir alles sparen können.

Ich wäre auf jeden Fall dafür. Und ich finde so früh wie möglich, dazu zählt beginnende psychische Gewalt, mit der ja (so stelle ich mir das vor und auch eigenen Erfahrung bzw. auch Berichten nach) fängt das Ganze an. Ich bin aber auch der Meinung, dass es auch bei weiblichen Täter*innen so sein sollte, denn auch, wenn es wesentlich seltener vorkommt, kommt es dennoch vor. Und ja, das sage ich als Frau, die von Gewalt betroffen war.

Ja, ich fände es eine gute Sache. Wobei es natürlich auch andersrum geht. Also dass ein Mann mal Schutz braucht. Auch wenn dies eher die Ausnahme ist.

Bayern: Erst nach einem Einbruch bei mir bekomme ich Gewaltschutz - für sechs Monate. Der Einbruch wird nicht strafverfolgt, obwohl er ihn zugegeben hat. Beschwerde gegen den Staatsanwalt bringt nichts und der Hinweis, dass das eine Aufforderung zur Wiederholung ist, auch nicht.

Ich habe vor gefühlt 25 Jahren in HH an einem Projekt bezüglich Fußfesseln mitgearbeitet, bisher ist davon nichts durchgesetzt worden! Traurig, aber wahr.

Frankreich hat 2020 das spanische Modell übernommen, in der Schweiz läuft derzeit ein entsprechendes Pilotprojekt. Meinungen aus dem Netz dazu:

Ich wusste davon bisher nichts, also erst mal danke für die Info. Und das Modell klingt total super, und ich bin absolut dafür, dass es auch in Deutschland umgesetzt wird. Ich frage mich, weshalb Deutschland so selten irgendwelche sinnvollen Maßnahmen trifft. Ich hoffe, dass Deutschland in diesem Fall nachzieht!

Hier muss endlich was passieren!! 😞 Würde mich dadurch auch sicherer fühlen, denn in meinem Fall z. B. sagte er schon, ihm ist das Verbot egal, und das glaube ich. Die Polizei und das Gericht handeln überhaupt nicht, selbst bei Morddrohungen ohne Ende, nur Geldstrafe. Man kriegt Drohungen, hat ein Kind zu Hause, und die Polizei sagt nur: Rufen Sie an, wenn er unten randaliert. 😊 Toller Opferschutz hier in Deutschland, wo man als Opfer Angst haben muss, weil der Täter kaum Konsequenzen krieg!

Das spanische Modell finde ich super! Opferschutz anstatt Täterschutz!

Unbedingt in Deutschland einführen. ❤️❤️

Krass, aber anscheinend sehr effektiv und damit absolut in Ordnung. Ich bin zum Glück selbst nicht betroffen, aber wenn es den Betroffenen hilft und sie schützt, warum nicht?

Es müsste umgehend eingeführt werden, denn bei den Opfern zählt jede Sekunde.

Finde ich super, so würde die Arbeitskollegin und Freundin meiner Mutter noch leben. 😞

Selbst wenn es nur eine Handvoll Frauen retten würde, fände ich es absolut sinnvoll, dieses System hier ebenfalls einzuführen. Es muss endlich mal was passieren in die Richtung, damit sich Frauen wieder sicher fühlen können in der Öffentlichkeit.

Ich bezweifle, dass dieses so positive Modell in Deutschland durchsetzbar wäre. Und wenn es am Datenschutz scheitern würde! Vor allem fehlt der politische Wille dazu. 😞

Das ist auf jeden Fall ein Schritt in die richtige Richtung. Befürchte nur, dass es in Deutschland wieder an der Bürokratie scheitern wird oder erst wieder sehr viel Zeit vergeht, bis es eingeführt würde. Irgendwie ist Deutschland für schnelles Handeln ja nicht gerade weltberühmt.



#WRstory – Recherche für die Ohren



Die Recherchen und Reportagen aus der Redaktion des WEISSEN RINGS gibt es jetzt auch zum Hören: Mit #WRstory erzählen wir Kriminalitätsgeschichten aus Opferperspektive, nachzuhören bei allen gängigen Streamingdiensten wie Spotify,

Deezer und Apple Podcast oder unter www.forum-opferhilfe.de/hoeren. Wir wollen mit diesem Audioangebot zu einem sensibleren Umgang mit Betroffenen beitragen und erreichen, dass sich ihr Schutz verbessert.



Alle #WRstory-Folgen:
www.forum-opferhilfe.de/hoeren



Spotify



Apple Podcasts



Deezer



Wir rücken relevante Opferschutzthemen in den Fokus. Neben unseren journalistischen Recherchen (#WRstory) sowie Porträts (#Ehrensache) informieren wir auf forum-opferhilfe.de aktuell über neue Gesetze, Statistiken und Nachrichten.

Danke

Großzügige Löwenkinder

Die Löwenkinder Dachau unterstützen seit über zehn Jahren Kinder und Jugendliche, die Opfer von sexuellem Missbrauch wurden. Der Verein hilft jungen Menschen in der Stadt und im Landkreis Dachau (Bayern). Kurz vor dem Weihnachtsfest des letzten Jahres übergaben die beiden Vorstandsmitglieder Dr. Frank Menauer und Carl-Gunther Rauch eine großzügige Spende über 15.000 Euro an den WEISSEN RING. Die Leiterin der Außenstelle Dachau, Susanne Seßler, nahm den symbolischen Scheck entgegen und bedankte sich bei den Löwenkindern. „Jeder Euro, durch den der Schmerz eines misshandelten Kindes gelindert oder durch den ein weiteres tragisches Schicksal sogar verhindert werden kann, ist zweifellos richtig ausgegeben“, betonte Dr. Menauer bei der Übergabe.



Susanne Seßler (Mitte) freut sich sichtlich über den großzügigen Scheck von Dr. Frank Menauer (rechts) und Carl-Gunther Rauch (links). • Foto: privat

Turnier für die Prävention

Das Team von Sportevents Neuruppin aus Brandenburg nutzte ein Volleyballturnier, um Spenden für den guten Zweck zu sammeln. 650 Euro kamen dabei zusammen. Im Herbst 2023 übergaben die Verantwortlichen, die durch ihr Spendenengagement die Kriminalprävention im eigenen Landkreis fördern wollen, den Betrag an die Außenstelle des WEISSEN RINGS in Ostprignitz-Ruppin. Von der Spende profitieren die Schülerinnen und Schüler der 2. Klassen aus den brandenburgischen Orten Kyritz und Wusterhausen, die anlässlich des Tags der Kriminalitätsoffer am 22. März das Theaterstück „Abenteuer im Internet“ besuchen werden.



Große Freude bei der Außenstelle Ostprignitz-Ruppin bei der Scheckübergabe
· Foto: Egon Gädcke

Herzensprojekt WEISSER RING

Die ADG Business School an der Steinbeis-Hochschule im rheinland-pfälzischen Montabaur führt seit einigen Jahren das „Herzensprojekt“ durch. Studierende und Alumni stellen dabei ein Projekt vor, das ihnen besonders am Herzen liegt. Im Anschluss kommt ausgewählten Institutionen und Vereinen eine Spende für den guten Zweck zugute. Absolvent Marvin Leo Brandes nutzte die aktuelle Runde des Projekts, um die Arbeit des WEISSEN RINGS vorzustellen. Da das Los schließlich auch auf ihn fiel, durfte sich die Junge Gruppe des WEISSEN RINGS in Hamburg ebenso über 250 Euro freuen wie die Außenstelle im Westerwaldkreis. Deren Leiter Dirk Schindowski und die stellvertretende Landesvorsitzende Gabi Jahnen nahmen die

Spende auf Schloss Montabaur dankbar von Christoph Stumm, Geschäftsführer der ADG Business School, entgegen.

Spendable Ermittler

Bereits seit mehreren Jahren ist das Team von Lympselon Krimi Events regelmäßig für den WEISSEN RING auf karitativer Spurensuche. Beim „Krimi Dinner für den guten Zweck“ steht nicht nur die gemeinsame Auflösung eines fiktiven Kriminalfalls auf dem Programm, sondern auch das Spendensammeln. Im Dezember 2023 richtete Initiator Sönke Busch zunächst eine Online-Variante aus, kurze Zeit später folgte das Hauptevent. Sieben Stunden lang wurde gerätselt und ermittelt, am Ende kamen 2.561,50 Euro zusammen. Insgesamt hat Busch bereits über 11.000 Euro gesammelt. „Mit dieser Summe hoffen wir, die Mitarbeitenden und Ehrenämter vom WEISSEN RING bei ihrer wichtigen Arbeit zu unterstützen“, erklärte er.



Rund 25 begeisterte Teilnehmende nach der Aufklärung eines fiktiven Mordfalls im Orient · Foto: Anna und Sönke Busch

Den Widrigkeiten getrotzt

Veranstaltung mit Hindernissen: Die Bonner Polizei hatte zum Weihnachts- und Wohltätigkeitsball geladen, doch zunächst kam Betriebsamkeit auf. Aufgrund von Erkrankungen und Absagen musste der ausrichtende Kultur- und Krimiverein der Polizei das Programm anpassen. Das glückte, und so konnten die Gäste einen unterhaltsamen Abend genießen, an dem auch das nordrhein-westfälische Landespolizei-Orchester mitwirkte. Am Ende kamen 2.000 Euro zusammen, die an den Leiter der Außenstelle Bonn des WEISSEN RINGS, Dr. Alexander Poretschkin,

übergeben wurden. Der bedankte sich und betonte in Anwesenheit des Bonner Polizeipräsidenten Frank Hoever, dass sich viele Opfer positiv darüber äußerten, wie gut sie sich bei der Vernehmung im Polizeipräsidium aufgehoben fühlten. Das gelte insbesondere für weibliche Opfer von Sexualstraftaten.



Mitglieder des Kultur- und Krimivereins der Polizei Bonn bei der Spendenübergabe an Dr. Alexander Poretschkin (Außenstellenleiter Bonn) · Foto: KuK Bonn

Unterstützung durch Verzicht

Die Stadt Ahrensburg im schleswig-holsteinischen Landkreis Stormarn steht im Mittelpunkt von zwei Krimisammelbänden: „Ahrensmord“ und „Ahrensmord 2“. Die Autorinnen und Autoren im Alter von neun bis 96 Jahren schreiben darin über fiktive Verbrechen im größten Ort des Kreises. Da die kreativen Köpfe hinter den Geschichten teilweise entschieden haben, Honorare aus den Verkäufen und Lesungen zu spenden, kamen 2.200 Euro für den WEISSEN RING zusammen. Diese nahm Reinhold Thiede, Leiter der Außenstelle Stormarn, aus den Händen von Herausgeber Nils Meyer-Selbach entgegen und sagte: „Jede Straftat, die verhindert wird, ist der beste Opferschutz.“

Der WEISSE RING dankt ausdrücklich für alle Spenden! Leider kann die Redaktion nicht alle Aktionen veröffentlichen.

Ihre Spende hilft uns zu helfen.



Foto: Christian J. Ahlers

Liebe Leserinnen und Leser,

wer in Deutschland Opfer von Kriminalität wird, kann sich auf den WEISSEN RING verlassen – und zwar seit 1976. Unsere ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter durchlaufen eine professionelle Ausbildung und haben bis heute mehrere hunderttausend Menschen in schwierigen Zeiten unterstützt. Die Hilfe erfolgt auf vielfältige Weise. Zum Beispiel vermitteln wir an rechtliche oder therapeutische Beratungsstellen.

Wir helfen, wenn Betroffene nach einer Straftat in finanzielle Schwierigkeiten geraten. Wir sind bei Gerichtsverhandlungen eine Vertrauensperson an der Seite der Opfer, wenn sie dies wünschen. Kurzum: Wir begleiten Betroffene auf ihrem individuellen Weg zurück ins Leben und hören ihnen zu.

Der Verein setzt sich darüber hinaus aber auch für ganz grundlegende Verbesserungen für Opfer ein und gibt ihnen auf politischer Ebene eine starke Stimme, etwa bei den Themen Entschädigungsrecht und Mord an Frauen durch ihre (Ex-)Partner. Das gelingt uns nur, weil der WEISSE RING unabhängig ist und keinerlei staatliche Förderung erhält. Damit wir uns weiterhin so intensiv für Kriminalitätsoffer einsetzen können, benötigen wir Ihre Unterstützung: Ihre Spende hilft uns zu helfen.

Ihr Dr. Patrick Liesching
Bundesvorsitzender WEISSER RING

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

BIC

Für Überweisungen in Deutschland, in andere EU-/EWR-Staaten und in die Schweiz in Euro

Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)

WEISSER RING e.V.

IBAN

DE05370205000007234302

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)

BFSWDE33XXX

Wir helfen Kriminalitätsoffern.

Betrag: Euro, Cent



Spenden-/Mitgliedsnummer oder Name des Spenders: (max. 27 Stellen)

PLZ und Straße des Spenders: (max. 27 Stellen)

Angaben zum Kontoinhaber/Zahler: Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN

DE

06

SPENDE

Datum

Unterschrift(en)

Ausgabe 01/2024

Forum Opferhilfe ist die offizielle Mitgliederzeitschrift des WEISSEN RINGS. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Herausgeber

WEISSER RING
Gemeinnütziger Verein zur Unterstützung von Kriminalitätsoffern und zur Verhütung von Straftaten e.V.

Bundesvorsitzender

Dr. Patrick Liesching

Bundesgeschäftsstelle

Weberstraße 16, 55130 Mainz
Telefon: 06131 8303-0
Telefax: 06131 8303-45
E-Mail: info@weisser-ring.de
Internet: www.weisser-ring.de

V.i.S.d.P.

Bianca Biwer

Redaktion

Christian J. Ahlers, Christiane Fernbacher,
Karsten Krogmann und Nina Lenhardt

Kontakt zur Redaktion

Sabine Schäfer
Telefon: 06131 8303-4000
Telefax: 06131 8303-4004
E-Mail: redaktion@weisser-ring.de
www.forum-opferhilfe.de

Redaktionsschluss für die kommende Ausgabe ist der 15. Mai 2024. Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zur Veröffentlichung auszuwählen und zu kürzen.

Titelbild / Illustrationen

Alexander Lehn

Titelbild Ehrensache:

Stefanie Auer

Layout und Satz

3st kommunikation GmbH, Mainz

Lektorat

Britta Hübener, Torben Rosenbohm

Druck

Offsetdruck Ockel GmbH,
Kriftel

ISSN 2627-051X



**Forum Opferhilfe —
Magazin des WEISSEN RINGS:**
www.forum-opferhilfe.de



**#WRstory — Audiostories des
WEISSEN RINGS:**
<https://weisser-ring.podigee.io>



Der WEISSE RING auf Facebook:
www.facebook.com/weisserring



Der WEISSE RING auf Instagram:
www.instagram.com/weisser_ring



Der WEISSE RING auf LinkedIn:
www.linkedin.com/company/weisserringev



Der WEISSE RING auf YouTube:
www.youtube.de/weisserringev

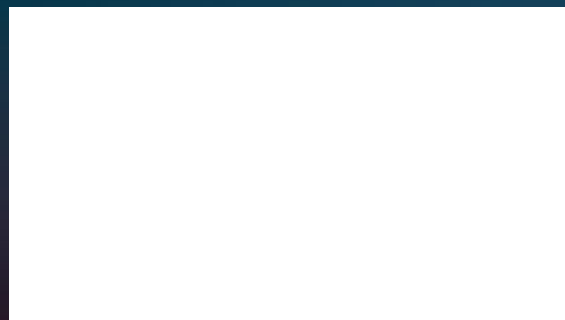


WEISSER RING

Wir helfen Kriminalitätsoffern.

GOGREEN

Wir versenden klimafreundlich
mit der Deutschen Post



365 Tage

24/7



**Digitale Angriffe
können verletzen
und Betroffene
schwer schädigen.**

**DIGITALE
GEWALT**

**REALE
FOLGEN**



weisser-ring.de/digitalegewalt